P. o. germ.
85
k(2
Fiche

O. Bum.

2

ne

<36635489470015
<36635489470015
atsbibliothek

Zeitvertreib
bei
langen Winterabenden
in
Erzählungen, Geschichten, und kleinen Romanen,

herausgegeben
von
Ludwig Theodor Becker.

Zweiter Theil.

Nürnberg,
in Commission der C. H. Zeh'schen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Innhalt:

Drey Erzählungen von Koroline Stahl.
1. Leichtsinn und Flatterhaftigkeit S. 1.
2. Die Schwestern oder der Ersatz S. 25.
3. Der unglückliche Freier S. 43.

Die Tochter, Erzählung von A. Lafontaine S. 57.

Eifersucht bis in den Tod. Novelle. Aus dem Spanischen des berühmten Schauspieldichters Lope de Vega Carpio S. 129.

Leichtsinn und Flatterhaftigkeit

von

Karoline Stahl.

Herrmann war der einzige Sohn eines reichen Gutsbesitzers. Von seiner frühesten Kindheit an, ward er mit zwei Mädchen von seinem Alter, zusammen erzogen, und Unterricht und Spiele theilten die drei Kinder. Maria und Constantia, waren die Töchter zweier nahen Verwandtinnen von Herrmanns Vater. Beide verlohren früh ihre Eltern und um ihr geringes Vermögen nicht für ihre Erziehung hinzugeben, nahm sie der gutmüthige Oheim zu sich und ließ sie mit seinem Sohne erziehen. Der lebhafte Knabe hatte aber noch männliche Gespielen ausser diesen Beiden und so ward er durch ihren Umgang nicht verweichlicht noch verzärtelt, wie es sonst wohl bei Knaben welche nur unter Mädchen aufwachsen, der Fall zu seyn pflegt. Mehr zu Marien als zu der sanften bedachtsamen Konstantia, fühlte mit dem zunehmenden Alter, Herrmann sein Herz hingezogen. In der lezten liebte er nur eine liebenswürdige Schwester. Sie besaß sein Vertrauen, seine zärtlichste Achtung, aber Maria sein Herz. Maria war schön, fast schöner als Konstantia, aber

sie war unbesonnener, leichtsinniger als diese. Auch sie erwiederte Herrmanns Neigung mit Wärme und diese Erwiederung erhöhte seine Liebe. Die jungen Leute, (alle drei in einem Alter) zählten nach kaum achtzehn Jahre, als der Vater und Wohlthäter starb. Herrmann war ausser sich vor Schmerz. Es war das erste Leiden das sein junges Leben trübte, um so empfindlicher traf es ihn. Ein sehr reicher Kaufmann welcher in der nicht fernen sehr grossen Stadt lebte und ein naher Verwandter der jungen Leute war, nahm sich großmüthig der beiden Mädchen an, und rieth Herrmann den bisherigen Hofmeister ansehnlich zu belohnen und zu entlassen und gleichfalls in die Stadt zu ziehen, und wenn ihm Handlungsgeschäfte nicht ganz zuwider wären, sich diesen zu weihen. Wie hätte der Jüngling einsam und getrennt von seinen Jugendgefährtinnen, von den geliebten Mädchen, an einem Ort leben können, der ihn unaufhörlich an den Verlust des theuren Vaters erinnern mußte! Er verließ das Gut und bezog eine Wohnung nicht fern von Rösnern, welcher beide Mädchen in sein Haus aufgenommen und die Renten ihres bisher vermehrten Kapitals ihnen zu Kleidung und Putz anwieß. Herrmann arbeitete mit im Komptoir

und

und übte fremde Sprachen. Madame Rösner, eine sehr einsichtsvolle verständige Frau, leitete ihr Hauswesen mit vieler Klugheit, um, nach dem Wunsche ihres Mannes ein bedeutendes Haus zu machen, und dennoch nicht zu viel auszugeben. Sie hatte nur genau so viele Dienstbothen als nöthig waren den häuslichen Geschäften vorzustehn und kaufte die nöthigen Vorräthe und Lebensmittel zu rechter Zeit und mit Sparsamkeit. Konstantia ging ihr sogleich zur Hand und befleißigte sich nützlich zu seyn um so dankbar die empfangene Güte zu erwiedern. Marie gefiel sich in der Stadt ungemein. Sie fand sich von Bewunderern umringt, deren Huldigungen ihrer Eitelkeit schmeicheln mußten. So vernachlässigte sie oft den treuen Geliebten, der mit finstern Blicken dastand, wenn sie lachend und scherzend sich im Kreise liebenswürdiger junger Männer bewegte, ohne ihn anzusehn oder ihn wohl gar über seine Finsterkeit nekte. Der junge Rösner, nur wenige Jahre älter als Herrmann, ward auch von ihrer Schönheit hingerissen. Er wünschte ernstlich ihr Herz und ihre Hand zu gewinnen und sie konnte keine bessere Parthie wünschen und erwarten als den einzigen Sohn des reichen angesehenen Hauses. So konnte sie nach ihrer Neigung be-

stän-

ständig in der Stadt und wie jezt, nur in noch größerer Freiheit fortleben. Wählte sie hingegen Herrmann, dann war sie sicher daß er mit ihr in die ländliche Einsamkeit, die ihr jetzt abschreckend war, zurückkehrt. Wohl kaufte Herrmann, der sehr reich war, ein schönes Landgut, das nicht fern von einem Thore der Stadt lag, wohl ließ er das schöne Wohnhaus noch verschönern und bequemer einrichten, um allen ihren Wünschen zuvorzukommen. Umsonst! es blieb ja dennoch eine einsam ländliche Wohnung. Es fehlte ihr an Muth seine treue Liebe entschlossen zurückzuweisen, ja sie fühlte auch noch zu viele Neigung für ihn, um ganz zu brechen, so hielt sie ihn noch immer mit Versicherungen und Versprechungen hin, als sie Rösnern schon völlig Gewißheit gegeben, ohne nach der Art leichtsinniger Personen, weiter über die Folgen ihres Betragens nachzudenken. Er erfuhr indeß doch etwas davon und schrieb ihr, da er sie allein nicht sprechen konnte. Er bat, er beschwor sie, ihm Gewißheit zu geben. Die höchste Liebe, die furchtbarste Angst sie zu verlieren, sprach herzergreifend aus jeder Zeile seines Briefes. Rösner, ein sehr rechtlicher junger Mann, schätzte Herrmannen wie er es verdiente, doch hatte die Eifersucht, welche beide

quälte, sie immer entfernt von einander gehalten. Im Gefühle seines Glückes sich von der Geliebten vorgezogen und gewählt zu sehen, ging er fröhlich zu ihr in ihr Zimmer. Sie war nicht da und auf dem Tische lag Herrmanns Brief den sie heute empfangen, offen da. Eine Anwandlung von Eifersucht bemächtigte sich Rösners. Er hielt es, verblendet von dieser Leidenschaft, nicht für unrecht zu sehen, was Herrmann ihr noch zu sagen hatte, und las den Brief. Er fühlte sich ergriffen und gerührt, zugleich aber wunderte er sich, daß Maria ihn wie das Schreiben zeigte, noch Hoffnungen gegeben, welche zu erfüllen nicht mehr in ihrer Macht stand. Aber wie ward ihm, als er ihre fast vollendete Antwort auch erblickte! Die Unredlichkeit und Unwahrheit mit der sie es umging ihm ihren Entschluß bekannt zu machen, empörte Rösnern tief. Es lag so viel zweideutiges in dem Sinne ihrer Worte, daß er glauben mußte, sie wolle auch ihn wie seinen Nebenbuhler täuschen. In dem Augenblicke trat Constantia ins Zimmer. Heftig wendete sich Rösner an sie und machte sie bekannt mit seiner Entdeckung. Constantia brach in Thränen aus als sie Herrmanns Brief gelesen und äusserte ihr Bedauern mit solcher

Herz-

Herzlichkeit und Wärme, daß sie Rösners Interesse für sich gewann. Ihre Rührung verschönerte sie. In dem Grade in welchem Mariens Unredlichkeit sein Herz für sie erkältete, stieg seine Achtung für Constantien welche ihm es offen verwieß, daß er den ersten Geliebten verdrängen wollen. Er fühlte ein Mißtrauen, eine Bitterkeit gegen Marien, die zu überwinden er vergebens strebte. Herrmann, von den widrigsten und quälendsten Empfindungen bestürmt, ging, oder lief vielmehr umher, um die Zeit bis zu der gehoften Beantwortung seines Briefes zu tödten. Ihm begegnete Rösner der Vater, dessen Laune heute nicht die heiterste schien. Stumm giengen beide eine Zeitlang miteinander. Endlich brach Herr Rösner los. Er erzählte seines Sohnes Liebe für Marien, daß er die Elterliche Einwilligung beinahe ertrotzt, und seine eigne äusserste Unzufriedenheit mit dieser Wahl, da ihm Mariens Leichtsinn unverbesserlich schiene.

Mit einer Beklemmung welche ihm fast den Athem raubte, fragte der Unglückliche, ob Maria eingewilligt, und die Versicherung, daß alles in Ordnung sey, gab ihm fast den Todesstoß. Beinahe sinnlos kehrte er zurück und eilte zu Konstantien welche ihn statt der Antwort wei-

nend

nend umfaßte und ihre ganze Beredsamkeit in Trostworten zu erschöpfen strebte. Ihrer Theilnahme gelang es, ihn in eine mildere Stimmung zu versetzen. Aber länger hier zu bleiben war ihm unmöglich. Er ging mit Tagesanbruch zu dem General des marschfertigen Regimentes welches eben durchzog und meldete sich als Freiwilliger bei demselben. Noch in der Nacht hatte er seine Geschäfte geordnet, und nachdem er seine Uniform und übrige Equipage bestellt, und schriftlichen Abschied von Rösners und Konstantien genommen, ging er auf seine Güter und befahl seinem treuen Bedienten in der Stadt zu weilen bis das Bestellte verfertiget und ihm dann zu folgen, um ohne Zeitverlust den Truppen nachzueilen. Maria beweinte seinen Verlust mit aufrichtigen Thränen, doch war sie bald wieder getröstet und fröhlich wie vorher. Rösners Liebe war indeß sehr lau geworden. Es hieng nur von ihr ab, ihn durch ihr wirklich einnehmendes Wesen wieder an sich zu ziehen und aufs neue zu fesseln, aber ihr Mangel an Nachdenken und Ueberlegung ließ es nicht zu. Der Hofrath Streubel, ein Witwer, aber noch in den dreißigen, ein schöner reicher, sehr angesehener Mann, zeichnete das schöne Mädchen aus und sie gab ihm, aus Unbedachtsamkeit

Auf-

Aufmunterungen welche Rösners nicht entgingen. Er brach nun förmlich mit ihr und nicht lange, so fühlte er eine so entschiedene Neigung für Konstantien, daß er ihr seine Liebe gestand. Auch sie erwiederte seine Neigung und mit herzlicher Freude nahmen die Eltern die willkommene Schwiegertochter, die sich bisher so freundlich und dankbar um ihre Liebe beworben, auf. Marie ward die Gattin des Hofrathes, welcher seine einzige Tochter, ein achtjähriges Kind, seiner Schwester zur Erziehung anvertraute um seiner jungen Frau ja keine Unbequemlichkeit und Mühe zu verursachen. Herrmann zog indeß in seinen neuen Beruf nach allen Himmelsgegenden hin und sammelte Welt- und Menschenkenntniß, Ruhm und Ehre. Nach einigen Jahren ward ihm erst Nachricht von dem Gange der Dinge nach seiner Abreise und er wunderte sich nicht wenig. Er sahe ohne Interesse die schönsten und liebenswürdigsten Mädchen und kehrte endlich nach zehn Jahren, als es Friede geworden, als Hauptmann in die Stadt zurück, welche so viele, ihm so theure Personen in ihre Mauern schloß. Die Uniform schien den männlich schönen Mann, der kaum noch dreißig Jahr zählte, zu verschönern, wenigstens schien es den Mädchen und Weibern, welche bekanntlich eine Vorliebe für

Uni-

Uniformen haben, so. Mit Rührung betrat er die Stadt, deren Anblick so viele Erinnerungen in ihm weckte. Herzlich und liebevoll ward er von Rösner und Konstantien empfangen. Die einstigen Nebenbuhler schlossen die zärtlichste Freundschaft. Nun sahe er Marien, welche noch immer, ob sie schon die Mutter mehrerer Kinder war, schön geblieben. Zwar vermißte er den ersten Glanz der frischen Jugend an ihr, zwar wollte dieser leichte Ton der einst dem Mädchen so allerliebst stand, nicht mehr der Mutter und Hausfrau geziemen, doch Herrmann war so gut, so nachsichtsvoll gegen jedermann, daß er gar nichts Arges darin fand und so herzlich und mit so inniger Bruderliebe ihr entgegen kam als habe sie ihn nie gekränkt. Sie schloß sich an ihn, klagte über ihren Mann, über die Stieftochter, welche seit einem halben Jahre, nach dem Tode der Tante, ins Haus gekommen und Herrmanns Mitleid und Bedauern ward immer wärmer. Alte Liebe rostet nicht, sagt ein bekanntes Sprichwort, und auch sie wunderte sich jetzt, daß sie einst so wenig beachtet, welch ein schöner, angenehmer Mann dieser Herrmann war. Marie war weder bösartig noch lasterhaft, sie gehörte aber zu der Klasse der Leichtsinnigen, die sich nur von der Gewalt des Augen-

genblickes beherrschen lassen, ohne über die Folgen welche die nächste Minute schon bringt, vorher nachzudenken. Herrmann bieder, rechtlich, immer den Grundsätzen der Ehre folgend, hegte im reinen Herzen keine unlautern Absichten und traute sie eben so wenig Marien zu. Er täuschte sich aber über seine Empfindungen gegen sie, und schon so vertraut mit ihr, daß sie, wie ehedem, ihn umfaßte und mit ihm tändelte, ja sogar ihre Lippen sich begegneten, fiel es ihm nicht ein daß er so ihren Mann beleidigte durch Vertraulichkeiten, welche der Gattin, von einem Andern zu dulden oder gar zu erwiedern, nicht geziemen. Dazu kam das innigste Gefühl des Mitleides, denn sie klagte immerwährend über die Stieftochter und den Mann und schilderte ihm ihre Lage als die Traurigste von der Welt. Der Hofrath, welcher seit seiner Ehe Beweise genug von Mariens Leichtsinn hatte, bemerkte nur zu wohl, daß ein Einverständniß zwischen ihr und Herrmann Statt fand, und natürlicherweise war ihm dieses nicht gleichgültig und eben so wenig konnte er seine Unzufriedenheit darüber verbergen. Hätte sie auf vernünftige Vorstellungen geachtet, so würde er sie ohne Zweifel gewarnt haben, so aber, wohl wissend wie wenig diese fruchteten, schwieg er, war aber

arg-

argwöhnisch und unfreundlich. Hermine konnte die Stiefmutter nicht achten und gab sich auch keine Mühe sich um ihre Liebe zu bewerben, weil sie durch die Verwandten ihrer Mutter schon von ihrer Kindheit an, gegen sie eingenommen war. Sie begegnete ihr artig, blieb aber kalt und fern und das verdroß Marien, besonders da sie sahe, daß das Herz ihres Mannes so fest an der Tochter hing und er sie um ihren Rath in mancherlei Angelegenheiten befragte. Herrmann und Hermine vermieden sich gegenseitig und mußten sie sich begegnen, so waren sie fast feindselig gegen einander. Oft kam Herrmann in des Hofraths Abwesenheit und brachte ganze Stunden bei Marien allein zu. Eines Abends fand er sie auch, nur von den Kindern umgeben, zu Hause. Ihr Mann war mit Herminen in einer Gesellschaft. Die Frau des Hauses wohin sie eingeladen, war eine Verwandte des Hofraths, und Marie, welche sie nicht leiden mochte, blieb zurück und ließ Herrmann zu sich bitten. Sie entfernte sich mit ihm in ihr Zimmer, indeß die leichtsinnige Kindermagd diese gute Gelegenheit ergriff ihrem Liebhaber an der Hausthür zu sprechen und die Aufsicht über die kleinen Kinder, Marie der sechsjährigen ältesten Tochter übertrug. Der Abend war so

schön

schön und die Gelegenheit so günstig, daß sie kein Bedenken trug, die Strasse auf und ab zu wandeln, und die Kinder sich selbst zu überlassen. Sie folgte ja nur dem Beispiele ihrer Frau. Herrmann saß indeß an Mariens Seite und immer wärmer wurden ihre Umarmungen. Sein guter Engel schien ihn heute verlaßen zu wollen. Da schreckt sie ein Lerm und lautes Sprechen noch zu rechter Zeit für beider Ruhe, auf. Sie erkannten des Hofraths Stimme, sie vernahmen wie die Kinder, sich selbst überlassen, unvorsichtig mit dem Lichte gespielt und die Vorhänge von der Flamme ergriffen worden, und daß nur des Hofraths Dazwischenkunft das drohende Unglück abgewendet, da er die brennenden Gardinen herabriß und mit den Füssen darauf tretend die Flamme erstickte, wobei Hermine thätig half, indeß die Kleinen weinten und Marie erzählte die Mutter sey mit Herrmann in ihrem Zimmer. Der Hofrath gebot Herminen nach seiner Frau zu sehen, und in der peinigendsten Beschämung empfand Herrmann die Strafe seines Vergehens. Er konnte nirgends einen Ausweg finden, denn die Thüre, welche ihn aus Mariens Zimmer in ein anderes führen konnte, war von der andern Seite verriegelt. Hermine trat ins Zimmer, und schob, als sie ihn erblickte,

schnell

schnell und betroffen die kleine Marie die sich mit eindringen wollte zurück, doch sich besinnend, folgte sie ihr im Augenblick und war in Kurzem an der andern Thüre, welche sie öffnete und Herrmann winkte, sich zu entfernen, denn schon hörten sie den Hofrath mit raschen Schritten nahen. Fast vernichtet, mit sich selbst zerfallen, folgte Herrmann dem Winke, blieb aber im anstossenden Zimmer, um zu hören, ob der Hofrath nicht zu hart Marien begegne. Doch dieser, nichts von Herrmanns Daseyn wissend, machte ihr nur kurze, aber, weil sie nur Wahrheit enthielten, treffende Vorstellungen über den unverzeihlichen Leichtsinn mit welchem sie die Kinder ohne Aufsicht gelassen. Marie entschuldigte sich mit Kopfweh, und ihr Mann verließ sie. Herrmann ging auch und kam unbemerkt aus dem Hause. Sein besseres Gefühl war erwacht. Er sahe das Unrecht, das er und sie gegen den Hofrath begangen, ein, und war wohl noch nichts sträfliches vorgefallen, so fühlte er doch mit Angst und Beschämung wie nahe der Augenblick gewesen, der die Ruhe seines ganzen Lebens vergiften mußte. Herminens Betragen, welche ihn, um der Ehre aller Drei und vorzüglich des Vaters, zu schonen, nicht Preiß gab, ihn, der sie oft schon beleidigte, erweckte sein Interesse für sie, und

seine Dankbarkeit, so wie hingegen des Hofraths Worte durch die Wahrheit welche sie enthielten, Mariens Sache sinken liessen. Eine schlaflose Nacht folgte diesen peinigenden Stunden, und fest gelobte er es sich, von nun an nie zu wanken und entschieden jedes Alleineseyn mit Marien ganz zu meiden, obgleich er fühlte, daß die Gefühle dieses Abendes ihn für immer von jeder Schwäche für sie geheilt halten. Am andern Morgen als er zu Konstantien ging, begegnete er dem Hofrath.

Er war wie sonst, ein Beweis daß Hermine geschwiegen. Aber bei Konstantinen war sie schon in aller Frühe gewesen, hatte ihr alles gesagt und diese nahm sogleich den Schuldigen ins Verhör und machte ihm die dringendsten Vorstellungen. Seine Versicherungen beruhigten sie und enger schloß er sich jezt an die treue Freundin, deren musterhaftes Betragen als Gattin, Mutter und Hausfrau ihr allgemeine Achtung erwarben. Bei Marien hatte der Vorfall jenes Abends weiter keinen Eindruck nachgelassen. Herrmanns verändertes Betragen verdroß sie und beleidigte ihre Eitelkeit. Sie gab sich alle Mühe ihn wieder an sich zu ziehen und zu geheimen Unterredungen zu bringen, allein er weigerte sich standhaft irgend ein Geheim-

heimniß mit ihr zu haben. Eine drückende Verlegenheit überfiel ihn in Herminens Gegenwart und da es ihr eben so ging, vermieden Beide einander wie sonst. Rösner und Konstantia gaben sich indeß die größte Mühe, Herrmann zu bewegen durch die Wahl einer liebenswerthen, rechtlichen Gattin sein eignes Glück zu sichern und den Hofrath völlig zu beruhigen, hoffend daß auch Marie dann zu ihrer Pflicht zurückkehren werde. Er weigerte sich standhaft und versicherte, wenn er noch eine Konstantia fände, dann erst wolle er ihren Wunsch erfüllen. Ich schätze und liebe meine Frau über alles, sprach Rösner, aber es wäre thörigt wenn ich behaupten wollte, sie wäre die Einzige in ihrer Art. Wohl Wenige können nur mit ihr eine Vergleichung aushalten. Unter diesen Wenigen ist Hermine ohne Zweifel die Erste. — Ganz recht! Hermine darf es wagen und sie wäre in Wahrheit auch die Einzige zu der ich mich hingezogen fühlte, wenn ich nicht fürchten müßte von ihr verworfen zu werden. — Das fürchte ich nicht, entgegnete Konstantia. Sie zeigte Vertrauen zu ihnen, als sie ihrem Vater das Bewußte verschwieg und nur uns bat, ihnen eindringliche Vorstellungen zu machen; um für die Zukunft die Ruhe und die Ehre ihres

Vaters gesichert zu wissen. Sie hat immer Achtung für Sie gehabt, und sobald Sie nur von Ihrer Neigung und Ihrer Rückkehr von einer unrechtmäßigen Liebe überzeugt ist, wird sie gern die Ihrige werden. Herrmann zweifelte unerachtet dieser Versicherungen, aber dennoch blieb er immer wieder bei Herminen stehen. Seine Freunde hatten recht, das sah er ein. Das unstäte Leben mußte aufhören und er selbst fühlte sich frei von den Banden, die ihn einst fesselten. Hätte Marie seine Achtung zu erhalten gewußt, so wäre ihr seine Liebe geblieben, so aber hatte sie Beides verscherzt. Er achtete Hermine und war überzeugt, daß er mit ihr glücklich werden müsse. Rösner bewieß ihm, daß Marie durchaus keine Stimme bei seiner Wahl haben konnte. Sie war die Gattin eines andern Mannes, durch ihre Pflicht an diesen gebunden, und verdroß es sie, daß er die Tochter ihres Mannes wählte, so that sie unrecht. Herrmann beschloß endlich, sich an den Hofrath selbst zu wenden, denn eine ungünstige Antwort durch den Vater gegeben, schien ihm nicht so empfindlich, als wenn er sie von ihr selbst empfinge. Er empfand in der Unruhe und Bangigkeit, die ihn über den Ausgang befiel, die Strafe für seine Unbedachtsamkeit

samkeit und unrechtmäßige Handlung. Der Hofrath, erstaunt und erfreut über Herrmanns Bewerbung, welche seine Ruhe zu sichern schien, berief eiligst die Tochter zu sich. Hermine sahe die Freude ihres Vaters und gewaltsam jeden Zweifel niederdrückend, willigte sie ein. Er umarmte sie entzückt, und suchte nun mit Vorsicht Marien mit dieser Nachricht bekannt zu machen. Sie verbarg ihre Empfindlichkeit, und als nach einigen Stunden Herrmann, der Einladung folgend, erschien, erhielt er die väterliche Einwilligung in Mariens Gegenwart und das Jawort der Braut. Herrmann fühlte sich durch die Gegenwart der ersten Geliebten beengt und verlegen, so schien es auch bei Herminen der Fall zu seyn. Kaum wagte er eine flüchtige Umarmung, welche sie furchtsam litt, ohne sie zu erwiedern. Herrmann hatte Herminen schon früher und, da er täglich sonst im Hause war, oft in so mancher lieblicher Gestalt gesehen und im Stillen bewundert. Sie war, ihm selbst unbewußt daß sie es war, die er meinte, sein Ideal der Geliebten, der Hausfrau, der Mutter. Oft sah er sie im reinlichen netten Hauskleide mit häuslichen Geschäften überladen, die sie ohne Geräusch, aber rasch und thätig besorgte. Dann von allen ih-

Geschwistern umgeben, das Kleinste auf ihrem Schooß, indeß andere über ihre Schultern weg, an sie geschmiegt, die Bilder betrachteten die sie ihnen zeigte, oder ihren kleinen Erzählungen zuhörten. Hermine war ihnen eine Mutter und dem Vater die treuste Stütze. So mußte sich Herrmann glücklich fühlen, sie Sein zu nennen, aber je mehr er es fühlte, um so mehr glaubte er Marien einen Ersatz schuldig zu seyn, durch die wärmste Bruderliebe, durch die zarteste Behandlung. Sonst kam er zu ihr, wie mußte es sie schmerzen, ihn jetzt zu Herminen kommen zu sehen. So blieb er auf dem Gute und kam seltener. Er verbarg der Braut seine immer wachsende Liebe, um Marien nicht wehe zu thun, und Hermine nicht an seine Liebe glaubend, weil er sie verschwieg, trauerte im Stillen, daß sie von dem Manne, den sie innig liebte, so wenig empfing. Maria war erbittert und, um sich zu rächen, gab sie sich gegen Herminen das Ansehen, als sey ihr Verhältniß mit Herrmann noch ein sehr vertrautes. Der Hofrath fing an es zu glauben, und sahe er Herminens trübe Blicke, so bereuete er, ihr gewissermaßen ihre Einwilligung abgezwungen zu haben, dadurch daß er sie als gewiß voraus gesetzt hatte. Die kleine Marie, plauderzüchtig

und

und unbedachtsam wie ihre Mutter, erzählte einst dem Vater und Herminen, wie Herrmann immer bei der Mutter wäre, wenn sie allein zu Hause sei. Herminens Augen füllten sich mit Thränen und der beleidigte zürnende Gatte und Vater schrieb Herrmann in der ersten Aufwallung, er könne ihm seine Tochter nicht geben. Auch verbot er sich alle fernere Besuche. Herrmann fühlte in dem Schmerz, den ihm dieser Brief gab, die Stärke seiner Neigung für Herminen. Er eilte zu Konstantien, welche alles schon von Herrminen erfahren hatte, und ihm die Versicherung gab, welche sie ihr schon gegeben, daß das Ganze eine von Marien erdichtete Verläumdung sey, um sie zu trennen. Sie rieth ihm fürs erste, den aufgebrachten Hofrath in Ruhe zu lassen, und dann nach einiger Zeit sich auf's neue um die Tochter zu bewerben. Marie hatte seiner nicht geschont, doch großmüthig schonte Herrmann ihrer, und trug schweigend das aufgebürdete Unrecht. Er kam nicht, er antwortete nicht, und Hermine weinte um ihn, wenn sie allein war, bittre Thränen. So vergingen einige Monate, und in dieser Zeit behauptete die Kleine immer, er sey oft und immer heimlich bei der Mutter. Eine Freundin nahm die traurende Hermine auf einer Spa-

zier-

zierfahrt mit sich. Einige Stunden von der Stadt, in einem Lustorte, blieben sie. Ein bepackter Reisewagen kam auch an und hielt daselbst, und Herminens Freundin fand in den Reisenden Bekannte, welche schon seit einigen Monaten abwesend, und nun zurückkehrten. Hermine hörte sie sprechen und Herrmann nennen. Das konnte sein Vetter seyn, der mit ihm einen Namen führte, er gewiß nicht, denn das kleine Mädchen hatte ihn noch gestern bei der Mutter gesehn und unfehlbar war er eben jetzt wieder bei ihr. Sie achtete nicht weiter auf das Gespräch. In dem Augenblicke trat Herrmann, der sich wirklich unter den Reisenden befand, in das Zimmer. Da fand er das Mädchen, an welches er mit schmerzlicher Sehnsucht eben dachte. Sie saß still und nachdenkend da, und ihr schönes Auge blickte, traurend in die Ferne hin, wo das offne Fenster ihr eine weite Aussicht bot. Hermine! rief er freudig überrascht, und als sie eben so überrascht, schnell aufsprang, hielt er sie schon in seinen Armen. Sie konnte nicht zweifeln, daß er eben erst angekommen und alle ihre andern Zweifel tilgten die Blicke seiner Liebe, seiner Freude, seine offne Miene. So sank sie, und zum Erstenmale, vertrauend an seine Brust. Die Freundin bot

ihm

ihm einen Platz in ihrem Wagen an, und der schönen, heisgeliebten Braut gegenüber, flogen ihm die Stunden wie Minuten dahin. Der Zorn des Vaters war gar nichts, den konnte er versöhnen. Zürnte Sie ja doch nicht, die Geliebte, die mit holder Freundlichkeit ihre Hand der Seinigen überließ. Am Thore begegnete ihnen der Hofrath, der eilenden Schrittes, den Hut tief in die Augen gedrückt, ohne sie zu bemerken, bei ihnen vorbeirannte. Gewiß ging er zu Konstantien, welche im Garten wohnte. Schnell verliessen sie den Wagen und eilten ihm nach. Sie fanden ihn im heftigsten Gespräch mit Rösners. Die kleine Marie hatte ihm zugeflüstert, Herrmann sey schon viele viele Stunden allein bei der Mutter, welche seine frühe Rückkehr nicht erwartet hatte. Ausser sich vor Zorn, eilte er zu ihr, und fand — nicht Herrmann, wohl aber einen seiner Waffenbrüder, bei der Treulosen. — „Nur Ueberzeugung, wollte ich mir verschaffen, sprach er zu der Erschrockenen, und eilte fort, um bei Rösners seinen Herzen Luft zu machen. Er trennte sich gesetzmäßig von der unwürdigen Gattin und heurathete, um seinen Kindern eine Mutter zu geben, ein verständiges, gebildetes Frauenzimmer, welches er schon lange

ge-

gekannt und geschätzt hatte, und seine Wahl gereute ihm nie. Marie sank immer tiefer und ihr Ruf ward bald der schlechteste. Herrmann und seine Braut hörten des Vaters Erzählung mit Schmerz an. Weinend bat Hermine Herrmann, ihr den ungerechten Argwohn zu verzeihn. Er umarmte sie schweigend und mit nassen Blicken. „Ich darf den Stab über die Unglückliche nicht brechen," sprach er endlich bewegt. „Ach! warum folgte sie nicht der Warnung jenes Abendes der auch mich anklagt!" Nach wenig Tagen wurden Beide ganz vereint und bezogen Herrmanns schönes, neuerkauftes Landgut, um nahe bei dem Vater, den Geschwistern und Rösners zu seyn. Bald wiegte der glückliche Herrmann einen schönen Buben auf seinen Armen und bald folgten diesem Schwestern und Brüder, welche das Glück ihrer Eltern erhöhten.

Die Schwestern oder der Ersatz

von

Caroline Stahl.

Welch ein göttliches Geschöpf! rief der junge, schöne und reiche Emil von Wertau. Welch ein himmlisches Geschöpf ist diese Julie, die ich seit Stunden Mein nenne. — „Aber, entgegnete der Freund, verzeih mir die Bemerkung, es ist alles viel zu schnell gekommen. Wie Blitz und Schlag möchte ich sagen. Du sahest sie einige Stunden auf dem Ball und am andern Tage eilst du dich, um sie zu bewerben, Du erhältst das Jawort, und hast mit der Braut noch kein vernünftiges Wort gesprochen, weißt nicht einmal, etwas näheres von ihr, als daß sie eine Waise, bei der angesehenen Tante lebt.“ Nun ja doch! Und was brauch ich denn mehr zu wissen? Weiß ich doch, daß sie mein ist, daß ich sie unaussprechlich liebe, und daß gewiß, o gewiß! ihr schönes Herz meine Empfindungen theilet. Der Freund schwieg Achselzuckend. Nach wenig Wochen ward die schöne Julie von Bardenstein Emils Gattin. Am Hochzeittage warnte ein Ungenannter schriftlich den glücklichen Bräutigam. Empört über die Bosheit des Menschen, der seine Seeligkeit stö-

ren wollte, zerriß er den Brief. Die Flitterwochen rauschten eilig vorüber und einige Winke, die dem jungen Ehemann in diesen geworden, schlichen sich mit der Erinnerung an die Warnung des Unbekannten in sein Gedächtniß zurück, denn er ertappte von ungefähr einmal Juliens Hand in der des Rittmeisters von Eisleben, eines bekannten Wüstlings. Da ward ihm eilig ein wichtiges Geschäft in einem fernen Lande von sein m Herrn aufgetragen. Die Ehre gebot, er mußte fort, und da Julie nicht mit wollte, brachte er sie, es war im Anfange der schönsten Jahreszeit, auf sein Gut und eilte von dannen. Julie war sehr arm und ihre Tante hatte sie aus Mitleid, und in der Hoffnung, die blühende Schönheit des Mädchens werde ihre Zukunft sichern, zu sich genommen. Auguste, die jüngere Schwester lebte bei der Großmutter, deren ganze Einnahme aus einer spärlichen Pension bestand, auf dem Lande. Die gute Matrone starb, und das letzte baare Geld nahm Arzt und Apotheker hinweg. Die Beerdigungskosten und Augustens Trauerkleidung bestritt ein kleiner Nachtrag der Pension, und, noch voll Betrübniß über den Verlust der geliebten Großmutter, aber doch voll neuer Hoffnungen für die Zukunft, trat Augusta die Reise

se zu der Schwester an. Der Schwager war noch abwesend, Julie auf dem Gute, sie beredete dem Kutscher, durch Hülfe dringender Beweggründe, sie noch heute dahin zu bringen. Emil eilte, auf den Flügeln liebender Sehnsucht, zurück in die theure Heimath, in die Arme der Heißgeliebten. Er stattete unverzüglich, bei seiner Ankunft, einen Bericht von der glücklichen Beendung der gehabten Aufträge ab, und warf sich dann in den bereitstehenden Wagen, um zu ihr hinzufliegen. Unfern nach seinem Gute begegneten ihm einige Bauern, seine Unterthanen. Diese starrten ihren gnädigen Herrn verwundrungsvoll an, und da der steile Berg das schnelle Fahren unmöglich machte, fragten sie den wohlbekannten Kutscher, ob die große Neuigkeit schon in die Stadt gedrungen sey! „Hanns, ein großer Liebhaber von Neuigkeiten, hielt augenblicklich die Pferde an, und bedeutete seinem Herrn, es sey etwas Wichtiges auf dem Gute vorgefallen. Emil fragte eilig. Die Befragten wollten anfangs nicht gern mit der Sprache heraus, endlich brachte der Eine, indem er sich hinter die Ohren krazte, die Nachricht hervor, daß die Gnädige mit einem andern gnädigen Herrn, der Offizier sey, in dieser Nacht verschwunden, und daß ihr Fräulein Schwester gleich nachher ange-

kom-

kommen und sich nun vor Jammer nicht zu fassen wisse. Wie vom Blitz getroffen, starrte Emil den Unglücksbothen an, dann schnell zu sich kommend, rief er, es ist nicht wahr! und befahl dem Kutscher dringend, zu eilen. Hanns, begierig noch mehr zu wissen, ließ sich das nicht zweymal sagen, und fort flogen sie. Leider! rief Emil, leider! wird es nur zu wahr seyn, und die Erinnerung, der alte Argwohn, umwanden sein Herz und verwundeten es giftigen Schlangen gleich. So kam er an. Zögernd verließ er den Wagen, sich selbst ermannend, männlich und muthig zu ertragen was einmal nicht ungeschehn zu machen. Verlegen und ängstlich traten Verwalter und Diener ihm entgegen, und in ihren Mienen spiegelte sich die Bestätigung des Gehörten. Er fragte nicht, um nichts zu hören und ging stumm in die Wohnzimmer. Erblassend erhob sich Auguste bei seinem Eintritt vom Sopha und ihr verweintes Auge, das sie furchtsam senkte, ihr scheuer, ängstlicher Gruß, gaben ihm völlige Gewißheit. Emil war nicht in einer Lage noch Stimmung die ihm erlaubt hätten, die ihm noch unbekannte Schwägerin, als ein Kenner weiblicher Schönheit, zu betrachten. Alle Reize ihrer schönen Gestalt blieben unbeachtet. Er winkte seinen Leuten, sich

zu

zu entfernen, und allein mit ihr, rief er schnell und heftig: „Was muß ich hören! Julie ist fort und meine Ehre schwer beleidigt! Wer war der schändliche Bube, mit dem sie floh? War es nicht Eisleben? — „Ich bin, sprach Auguste sanft, erst nach ihrem Verschwinden hier angekommen, doch kann ich nicht zweifeln, daß dieser Elende der sie verführte, schon früher mit ihr bekannt seyn mußte. Ihr Leichtsinn hat unserer guten Großmutter viele Sorge gemacht, doch nie ahndete sie, wie tief die Unglückliche"— Ein Thränenstrom machte sie verstummen. Emil schwieg auch und ging unruhig umher. Sein Verstand, sein tief gekränktes Ehrgefühl, riethen ihm sie gehen zu lassen und sogleich um die Scheidung anzuhalten. Nach einer schlaflosen Nacht kehrte er in die Stadt zurück, wo die Tante Juliens in ihn drang, der Schuldigen zu verzeihen und sich wieder mit ihr zu versöhnen. Er verwarf mit Abscheu den Antrag. Julie war gezwungen, ihrem Verführer zu folgen, und sich verborgen in der Stadt aufzuhalten. Die kluge Vermittlerin, in deren Schutz sie sich begeben, hoffte die Unterhandlungen einzuleiten und einige Monate hinzuhalten, nach deren Ablauf Julie wieder in der Welt und vor ihrem Manne erscheinen konnte. Sie suchte das Gerücht

rücht zu unterdrücken, welches die Wahrheit sprach. Eisleben, dem es nicht an persönlichem Muth fehlte, lebte sorglos und unbefangen fort, den beleidigten Gatten nicht scheuend. Auguste befand sich in der bängsten Verlegenheit. Sie stand allein und verlassen, entblößt von Geld und Geldes werth da. Die Tante, deren Liebling Julie immer war, hatte sie, da sie in der Stadt die Schwester nicht gefunden, schnöde zurückgewiesen, denn schon war ihr die Nachricht von Juliens Vorhaben geworden, und der zweifelhafte Ausgang ließ sie fürchten, beide Nichten behalten zu müssen. So verwies sie das Mädchen zu Schwester und Schwager. Und wie konnte Auguste, bei ihrem Zartgefühl, es auch jetzt wagen, sich in der grossen Welt zu produciren. Emil war wieder fort, und wo hätte sie auch den Muth hernehmen sollen, ihm ihre Lage zu entdecken? Sie mußte sich entschließen, da zu bleiben, bis er, und vielleicht besänftigter, wieder kam. Die Verwalterin welche sie bat, sie noch bei sich zu behalten, war bereit dazu, doch erfahrend, daß Emil um die Scheidung angehalten, und bemerkend wie hülflos Augustens Lage war, behandelte das böse Weib, die Verlassene mit verächtlichem Uebermuth. — Eisleben war der Liebling des Fürsten und bald mußte Emil erfahren, wie

nach-

nachtheilig ihm diese Vorliebe war. Man machte ihm Schwierigkeiten und der Vermittler waren unzählige. Er weigerte sich, innerlich empört und ergrimmt und blieb unerschütterlich bei seinem Vorsatze, sich von der Unwürdigen zu trennen. Aber alles das erbitterte ihn noch mehr gegen sie und ihre Familie, und als die Verwalterin, welcher es plötzlich einfiel eifersüchtig zu werden, ihn hinterbrachte das Fräulein halte sich bei ihr auf und Emil thäte wohl, sein Hausrecht zu gebrauchen, konnte er nicht umhin ihrer Meinung beizupflichten und ließ Augusten bitten, sich einen andern Auffenthalt zu wählen. Die Verwalterin, weit älter als ihr Mann, und garstig wie die Sünde, sah in der gutmüthigen Theilnahme, welche ihr Ehegefährte dem schönen Mädchen schenkte, eine verbrecherische Neigung. Bisher hatte sie sich noch aller Gewaltschritte mühsam enthalten, nun aber eilte sie aus der Stadt, wohin sie ihr Vorsatz, der armen Auguste empfindliche Kränkungen anzuthun, geführt hatte. Sie schoß wie ein Raubvogel auf sie los und befahl ihr, im Namen des Gutsherrn, auf der Stelle das Haus und das Gebiet des Gutes zu verlassen. Erbleichend packte Auguste den kleinen Rest ihrer Sachen, welche die Habsucht der boshaften

Alten ihr noch gelassen, zusammen und obgleich es finster ward, machte sie sich dennoch auf den Weg, dem grausamen Befehle nachzukommen. Sie übernachtete bei einer Bäurin und setzte dann ihre traurige Wanderschaft in die, ehemals von ihr bei der Großmutter, bewohnte Gegend fort. Niedergeschlagen und ermüdet saß sie am folgenden Tage unfern dem Wege in einem Gebüsch, ihr kleines Packet neben sich. Da gewahrte sie einen Wagen, der am nahen Wirthshause hielt. Ein junger Mann, in dem sie Emil erkannte, sprang heraus und ging in die Schenke, die er aber schon nach wenig Augenblicken wieder verließ und nun auf und nieder ging, bis endlich er dem Gebüsche nahte, welches Auguste zur Zuflucht diente. Sie erschrack, denn immer näher kam er; und wohin sollte sie fliehen? Beschämt, ihre Blicke demüthig auf das Päckchen wendend, erwartete sie seine Annäherung. Jezt war er da; erstaunt, eine so artige Pilgerin hier zu finden, die er aber nicht kannte, denn zu angelegentlich an jenem Abende mit dem Vorgefallnen beschäftiget, hatte er sie fast nicht angesehn. Auguste bemerkte bald, daß er sie nicht wieder erkannte, und fand es rathsam, sich nicht in Erklärungen einzulassen, sondern ihm eine Fremde zu bleiben.

Er

Er setzte sich zu ihr auf die Bank und fing ein Gespräch an. Sie antwortete freundlich und gefällig und konnte nicht begreifen, wie dieser Mann, der so gut und so theilnehmend schien, sie so schnöde hatte behandeln und so unbarmherzig vertreiben können. Fürchtend, er werde, wenn er erfahre, daß sie Juliens Schwester, sein Betragen ändern, beschloß sie, ganz darüber zu schweigen. Plötzlich unterbrach ein schmetternder Donnerschlag die freundliche Unterhaltung, und einzelne große Tropfen, welche immer dichter fielen, vom stärker wehenden Winde getrieben, verkündeten ein Ungewitter, das, von Beiden bisher unbemerkt, schon in ihrer Nähe schwebte. Erschrocken erblickte das Mädchen die dunkeln, unglücklich drohenden Wolken von glühenden Blitzen durchkreuzt, hörte den Donner rollen und schon begann der Regen zu strömen. Wohin sollte sie nun? Ohne selbst die kleinste Scheidemünze mehr zu besitzen, bedachte sie die Unmöglichkeit, im Wirthshause bis zum Morgen zu bleiben und wer bürgte ihr, daß es morgen nicht fortregnete? Ihr Plan, heute noch eine bedeutende Strecke fortzugehen, war vereitelt. Emil wollte das Päckchen tragen, um ihre Flucht ins Wirthshaus zu beschleunigen, sie gab es aber nicht zu, und schnell hatten sie

ein

ein Obdach erreicht. Tiefsinnig das schöne Köpfchen in den Arm gestützt, betrachtete sie den Lauf der Wolken und beantwortete, nicht unfreundlich, doch kurz, Emils Unterhaltung. Endlich, mit dem einbrechenden Abend, trübten sich die leuchtenden Augen des lieblichen Mädchens und bald ergossen sich ihre Thränen, die sie vergebens dem neuen Freund zu verbergen strebte. Er bemerkte nur zu wohl, daß sie Etwas schwer drücke, und errieth, zum Theil aber nur, ihre Verlegenheit. Mit warmer Theilnahme betrachtete er sie und versicherte, bald müßten Gewitter und Sturm vorüber seyn. Bescheiden forschte er, wohin sie zu gehen gedenke, und als Auguste den Ort genannt, sagte er, daß dahin auch sein Weg ihn führe und bat sie, Platz in seinem Wagen zu nehmen. Sie wußte wohl, daß er einen großen Umweg, ihr gefällig zu seyn, nehmen mußte, und erkannte dankbar in ihrem Herzen seine Vorsorge. Was sollte sie thun? Noch hatte sie heute keinen Bissen gegessen, war vom weiten Wege ermattet und konnte nicht einmal das Nachtlager zahlen. Es war ja ohnehin, das wußte sie, ein sehr rechtlicher Mann, der so sorgsam sich ihrer annahm. Sie konnte sein Anerbieten nicht ausschlagen, obgleich seine sichtliche Annäherung ihr eine kleine

Ban-

Bangigkeit gab. Emil hörte draussen auf die Frage der Magd, wer die fremde Mamsell sey, die Wirthin versichern, es sey eine wandernde Nimpfe, die auch nicht um einen Pfennig verzehre. Ein Blick in ihr unschuldiges Auge, auf ihr sittsames, mädchenhaftes Betragen, machte ihn wieder irre, doch so brav er auch war, so lieh er doch in dieser schwachen Stunde dem Versucher das Ohr. „Wenn sie das ist, wofür die Wirthin sie hält, bließ ihn dieser zu, so ist ja die Sünde nicht groß, mich ein wenig zu amüsieren.“ — Hier unterbrach die herbeirollende Kutsche sein Selbstgespräch. Er hob die schüchterne Begleiterin in den Wagen, setzte sich an ihre Seite und befahl dem Kutscher den Weg nach dem, von ihr bezeichneten Orte zu nehmen. Die Wolken theilten sich, und hell und klar stand der Mond am Himmel und verklärte die liebliche Nachbarin, welche ein wenig blaß, noch schmachtender und anziehender erschien. Das wachsende Feuer, mit welchem der Begleiter sprach und ihre Hand, welche sie vergebens ihm zu entziehen strebte, an seine Lippen drückte und mit heissen Küssen bedeckte, sein funkelndes Auge, versetzte die Verlassene in die drückendste Bangigkeit. Jezt umfaßte er sie sogar und wagte es, sie näher an sich zu ziehen. „Nein, nein!“ rief die Erschro-

schrockene sich sträubend, „ich bleibe nicht bei Ihnen. Lassen sie mich gehen! Ich bleibe durchaus nicht mehr bei Ihnen!" Unmöglich, meine Liebe! was fürchten Sie denn auch — Ich scherzte ja nur. — „Ich liebe solche Scherze nicht, erwiederte sie ernst, und gestehe Ihnen kein Recht zu solch einer erniedrigenden Behandlung zu. Gezwungen alleine und verlassen, diese kleine Reise anzutreten, sah ich nicht voraus, daß ich so den Schein einer Abentheuerin mir zueignete und den Zumuthungen eines Unverschämten aussetzen könne. Sie sprach ein wenig heftig, bis Thränen ihre Sprache hemmten. „Verzeihung" bat Emil, und, o nehmen Sie die harte Benennung zurück! Ich irrte, ich fehlte, ich bekenne es, und hätte den Schein von der Wahrheit erst unterscheiden sollen. Aber fern sey es von mir, Ihnen von diesem Augenblicke an, nur die mindeste Unruhe zu verursachen. Sie haben mich durch ihnen Unwillen hart genug bestraft. Beide schwiegen in die Ecken des Wagens gedrückt, bis der kühlende Nachtwind sich stärker erhob. Emil hüllte sich in den Ueberrock und bat die schöne Gefährtin, mit zärtlicher Ehrfurcht, sich seines Mantels zu bedienen. Bald entschlummerte die Ermattete, auch Emil nikte mit unter ein wenig, doch immer wieder ermuntert durch die Zurückerinnerung der letzten

Stun-

Stunden und durch die Nähe der holden Beleidigten, die er sorglich und behutsam in den Mantel hüllte, daß die Nachtluft ihr nicht schade. Kutscher und Bediente waren sanft entschlafen, und die Pferde, welchen vermuthlich der Weg, den sie nehmen sollten, nicht gefiel, wählten einen andern, der sie seitwärts fortführte. Mit einem derben Fluche begrüßte Hanns den jungen Tag, der dem Erwachenden die falsche Richtung verrieth, welche Pferde und Wagen genommen. Der Bediente stimmte ein und Auguste öffnete, erweckt durch das laute Sprechen, die dunkelblaunen Augen. Die vom Schlafe hoch gerötheten Wangen erglühten noch höher, als Emil ihr mit zärtlichen Blicken einen guten Morgen bot und versicherte, sie habe sanft geschlafen. Er gebot vor allen Dingen, in dem nicht fernen Dorfe zu halten, um dort das Frühstück einzunehmen, denn es war ihm im Laufe der Nacht schwer aufs Herz gefallen, daß Auguste nicht am Abend gegessen, noch sonst eine Erfrischung zu sich genommen, und er war böse über sich selbst und seine Unbedachtsamkeit. So willkommen ihr auch die nahe Aussicht auf die langentbehrte Erquickung und Stärkung war, so erwachte ihre Unruhe doch bei dem Gedanken, daß sie neue Verbindlichkeiten ihm schuldig werden mußte, die, so unbedeutend sie auch schienen,

nen,

nen, ihr Zartgefühl verwundeten. Eine drückende Hitze erfüllte die niedre Stube, welche sie jetzt betraten und Auguste, seit beinah zwei Tagen ohne Nahrung, ermattet von ungewöhnlichen Gemüthsbewegungen, und betäubt durch den schnellen Uebergang von der frischen Morgenluft in die quälendste Hitze, sank bewußtlos in die schnell sie umfangenden Arme des erschrockenen Begleiters. Er rief, man solle ein andres Zimmer anweisen, und als die Wirthin im obern Stock eines öffnete, trug er die Ohnmächtige Federleicht die Treppe hinan. Sie erwachte sogleich in der frischern Luft und fand Emilen sorgsam und liebevoll an ihrer Seite knieen. Jezt kam auch das Frühstück und bald erhohlte sie sich ganz wieder. Aber der Augenblick der Trennung war nahe, denn ungeachtet des großen Umweges, welche die irrenden Pferde in der Nacht genommen, befanden sie sich doch dicht bei dem Orte, wohin Auguste wollte. Emil fand, daß es ihm unmöglich sey, sich von der Lieblichen für immer zu trennen. Ihre Tugend hatte er erprobt und die Liebe deckte ihren Mantel über den Mangel der Ahnen, die er, sie nach ihrer Geistesbildung, für die Tochter eines Predigers oder sonstigen gebildeten Beamten haltend, bei ihr vermissen konnte. Ihr schönes Auge verrieth, daß sie seine Gefühle nicht uner-

wiedert ließ, und warm und bewegt, bekannte er ihr, daß er sie innig liebe und bat um ihre Hand und ihre Gegenliebe. Seit vorgestern, sprach er weiter, bin ich erst wieder frei von den Banden einer unglücklichen Ehe. Eine beschleunigte Niederkunft und die Treulosigkeit des elenden Buben, der sie verführte und um einer Andern willen, im Duell das Leben einsezte und verlor, tödtete Sie, die mich so bitter täuschte. Schon hier richtet die Vergeltung. Ich beweinte aufrichtig ihren Fall und gönne ihr die Ruhe, die nie, wenn sie noch lebte, ihr werden konnte. — Auguste weinte dem Andenken der unglücklichen Schwester heisse Thränen, dann sprach sie zu dem Freund: „Sie wissen weder meinen Namen noch Stand. Ich fürchte, daß, wenn Sie beides erfahren, Sie anders denken werden. Emil betheuerte, daß sie sein ganzes Herz für immer besitze, daß er frei von allen Vorurtheilen, sie ewig lieben werde, wäre sie auch die Tochter des niedrigsten Tagelöhners. „Ach! sprach sie bänglich, auch dann noch, wenn Sie erfahren, daß es Auguste ist, der Sie Liebe schwören, der Schwester der Unglücklichen, die Sie so schwer beleidigte? —,,Auguste! rief er überrascht, Sie? um Gotteswillen wie war es möglich! Sie erzählte, und unwillig vernahm er die niedere Behandlung, welche die Arme

hat-

hatte erdulden müssen, und welche sie durch ihn veranlaßt glaubte. Er bat sie immer aufs neue, ihm den bittern Schmerz, den sie gelitten, zu verzeihen. Sie sank an seine Brust und sprach das süsse Wort der Gewährung aus. Emil bat sie, ihn in die Hauptstadt zu begleiten und bis zum nahen Hochzeit-Tage bei seiner Tante zu bleiben. Sie willigte ein, und ward von der guten Alten, welche dem geliebten Neffen mütterlich liebte, mit Freuden aufgenommen. Als sie am nächsten Morgen erwachte, bedeckte Tische und Stühle die schönsten seidenen Zeuge, Halstücher und dergleichen, und als sie die schönen Hüte und niedlichen Putzsachen nahm um sie recht zu besehen und zu probieren, entdeckte sie eine Reihe Geldrollen unter ihnen auf dem Tische. Fröhlich und dankbar flog sie dem glücklichen Bräutigam entgegen, der ihr einen Morgenbesuch zu machen, herein trat. Ach! sprach sie in seinen Armen, Du hast mir so viel gegeben, und ich kann dir nichts geben als nur mich selbst. Und mit dir selbst, erwiederte er, sie fester umschlingend, hast Du mir das Höchste gegeben. Alles andre ist Tand. Das Herz nur ist die erste und schönste und einzige Gabe, und wer es ganz besitzt, empfing mit ihm Treue und Beständigkeit, die sichern Bürgen des reinsten Erdenglückes.

Der unglückliche Freier

von

Karoline Stahl.

Blumenberg ging mit großen Schritten auf und nieder und überlegte warum sein Neffe Ferdinand noch nicht geschrieben. Da klopfte es und ein Brief ward ihm übergeben. „Nun, was wird der Wildfang schreiben? Wir wollen sehn.“ Aha! — Lieber, theurer Onkel, helfen Sie mir nur diesesmal aus einer drückenden Noth. Sie wissen, daß mein Vater immer wünschte, ich möchte einst Minna zur Gattin erwählen, und daß ich dem freundlichen Kinde auch von Herzen gut war. Leider aber ward ich einem andern hübschen Kinde, während meiner drei Universitätsjahre auch gut, und so ergötzlich, daß Minna ganz in Vergessenheit kam. Endlich, als ich nun vor vier Wochen nach Hause komme, finde ich in dem lieblichen Kinde die herrlichste Jungfrau wieder mit welcher Demoiselle Miller keine Vergleichung hält. Ein Vergleich des Betragens Beider, hat mir auch über den Unwerth der Miller die Augen geöffnet, und ich bitte Sie dringend mich von ihr zu befreien. Es wird eine schöne Summe kosten, aber das Glück meines Lebens steht auf dem

Spiele.

Spiele. Ich verlasse mich ganz auf Sie theurer Onkel. Helfen Sie nur diesesmal noch Ihrem unglücklichen Neffen. Ferdinand Blumenberg.

„Bravo! unglücklich? Ja, junger Herr, erst dumme Streiche gemacht und dann es Andern über den Hals geschoben sie gut zu machen. Nun diesesmal sei es noch. — Am andern Tage war Blumenberg schon in der benannten Stadt. Wo wohnt eine Wittwe Miller die zwei Töchter hat, „fragte er einen Studenten. „Dort, war die Antwort, in dem Eckhause wohnt eine Räthin Miller. Zwei Töchter hat sie, gegen welche die Grazien alt und häßlich scheinen. „So so! mein junger Herr. Wir werden ja sehn. Er trat ins Haus, ins Wohnzimmer, da saß die Mutter, eine schöne Frau, und zwei noch weit schönere Töchter bei ihren Nähtischen. — Ich habe einen Auftrag, hub Blumenberg an, einen Auftrag, den ich ungern ausrichte, und den Sie noch weniger gern annehmen werden. — Nicht wahr, Sie kennen einen jungen Mann, der Blumenberg heißt? — O ja wohl! und was ist mit ihm?— „Hm! nun ja! der junge Mensch hatte schon eine Braut als er hieher kam. Wie's nun geht; da hat er das Mädchen vergessen und

sich hier verliebt. Aber sehn Sie, es geht nicht. Jezt hat er wieder die Braut lieb und da soll ich Ihnen nur so beibringen, daß es hier nichts werden kann. Uebrigens ist er erbötig, Ihnen, wenn Sie es verlangen, eine Summe abzutreten. Erstaunt und bestürzt horchten Mutter und Töchter. Wie! rief Henriette aufspringend, darum, d a r u m schrieb er nicht? O Gott! wäre es möglich daß Er, Er so handeln konnte! Thränen entstürzten ihrem dunklen, sprechenden Auge, und sie lehnte sich, überwältigt vom Schmerze, verstummend auf das Sopha. Malchen weinte mit ihr, und schimpfte dazwischen auf den Treulosen und die Mutter sprach: Ihr Auftrag mein Herr erfüllt auch mich mit Erstaunen und Betrübniß. Ich hatte eine bessere Meinung von dem jungen Mann, und die Wahrheit zu sagen, die höchste. Aber das ist nun vorbei. Sagen Sie ihm, er wäre frei. Sie verbeugte sich und Blumenberg ging voll zärtlichen Mitleides mit dieser Familie, und unwillig über seinen Neffen. Er schrieb ihm kurz und kräftig die Sache wäre beendet, indem das Mädchen ihn sogleich aufgegeben, gab ihm aber einen derben Verweiß über den Leichtsinn, mit welchem er diese Verbindung geschlossen und wieder abgebrochen. Nach einigen Wochen

stürz-

stürzte Ferdinand, noch erhitzt von der Reise und voll Zorn in das Zimmer des Onkels. „Nun, nun Brausewind!“ empfing ihn dieser aufstehend, was giebts denn schon wieder? — „Onkel, um Gotteswillen! was haben Sie gemacht? Sie schreiben mir, das Mädchen gäbe mich los, und da beschleunige ich meine Verbindung mit Minna. Wir werden proklamirt, siehe, da erscheint ein förmlicher Einspruch von Seiten der Miller.“ Minna, höchst erbittert, verwirft mich, die Väter toben und zürnen und ich jage her in Angst und Verzweiflung zu Ihnen, den Stifter alles dieses Unheils. Sie ließen sich von der Schlange bethören, Sie — — „Halt junger Herr! Und augenblicklich komm mit zu ihr. Das muß ich aus dem Grunde untersuchen, und ob dir Hasenfuß, der Schrecken und die Angst sehr heilsam und wohlverdient zugekommen, so ärgert's mich doch, daß mich das Mädchen und die Mutter getäuscht haben. Beide eilten fort und im eifrigen Gespräch sah und hörte Ferdinand nichts, bis sie im Hause der Räthin waren und der Onkel an die Thüre pochte. „Wohin führen Sie mich? rief er. Wir wollten ja zu der Miller. „Nun ja doch, da sind wir auch schon. — „Wie? das ist ja nicht möglich! Aber der Onkel trat ungeduldig

ins Zimmer. „Madame, fing er eben so ungeduldig an, Sie ließen sich in keinen Vergleich mit mir ein, sondern gaben meinen Neffen gleich ohne Bedingungen auf, und nun haben Sie doch Einspruch gethan? Das ist nicht ehrlich, das ist nicht rechtlich. — —" Ich verstehe Sie nicht, erwiederte die Räthin. Wir wissen nichts von Ihrem Neffen, noch weniger wird sich meine Tochter jemanden aufdringen. „So rede doch! rief der Onkel. Steht er nicht da, wie eine Salzsäule? „Was soll ich aber sagen? Ich habe nicht die Ehre diese Damen zu kennen.— „Nicht! nicht! Nun so möcht ich doch! Madame, kennen Sie meinen Neffen, Blumenberg da, nicht? — Nein! mein Herr, in Wahrheit nicht, und auch hat dieser Herr Blumenberg von dem, welcher sich mit meiner Tochter versprach, nicht die mindeste Aehnlichkeit. Malchen betheuerte das nämliche, und Henriette versicherte mit erheiterten Blicken dasselbe. Und ich! rief Ferdinand, setze noch hinzu, daß diese Demoiselle, wenn ich die Ehre gehabt, in der Stelle meines Namensvetters zu seyn, nicht über Untreue von meiner Seite zu klagen Ursache gefunden hätte. Die Müller aber, die ich meine, ist die Tochter einer Nähterin und wohnt am andern Ende der Stadt. Das Mißverständniß lag am

Tage, und Ferdinand blieb so lange, bis er so tief in Jettchens schwarze Augen geblickt hatte, daß beide Bräute darüber in Vergessenheit kamen. Endlich mußten sie doch gehn und nun ward vor allen Dingen die andre Mutter durch klingende Beweggründe zur Ruhe verwiesen. Am folgenden Tage fand Ferdinand es schicklich, noch einmal die Räthin um Verzeihung des Irrthums wegen, zu bitten, und der Onkel begleitete ihn. Aber das war nicht der letzte Besuch. Mit jedem Tage fand er Jettchen schöner und reizender, bis eine förmliche Erklärung und Anwerbung vom reichen Onkel unterstützt, zum Vorschein kam. Henriette erschrak, besonders da sie sahe, wie sehr ihre Mutter geneigt schien, den Antrag anzunehmen. Wohl hatte ihr Blumenberg seit seiner Abwesenheit nicht geschrieben, wohl wußte sie, daß er sehr arm war und vielleicht nach Jahren erst eine Anstellung erhalten konnte, aber dennoch sprach in ihrem Herzen noch eine Stimme laut für ihn. Ueberlegte sie indes auf der andern Seite, wie wenig Hoffnung er selbst durch sein tiefes Schweigen gab, sahe sie, wie eifrig die Mutter sich für den neuen Freyer, welcher reich und unabhängig war, verwendete, so sank ihr Muth und endlich ergab sie sich in

das,

das, was sie ihr Schicksal nannte. Auch rächte sie sich an dem Wankelmüthigen, indem sie Gleiches mit Gleichem vergalt. Verschmähte Liebe macht ja oft, auch selbst die besten Herzen, ein wenig rachsüchtig. Ferdinand hatte bald das vorige Ungemach ganz vergessen. Der Hochzeittag war angesetzt, und nur die Braut sah ihm mit ängstlicher Unruhe entgegen. Siehe, da öffnet sich eines Abends, indem sie alle traulich um den Tisch versammelt sind, die Thüre, und herein tritt der — Verlohrne. Er eilt freudig auf Henrietten zu, welche erschrocken zurücke weicht. Henriette! rief er mit dem Tone des Vorwurfs, und läßt die erhobnen Arme bestürzt sinken. Madame Müller trat schnell vor, sie erklärte ihm, daß ihre Tochter, da er gar keine Nachricht von sich gegeben, einem Andern sich versprochen und er sich keine Hoffnungen weiter machen dürfe. Henriettens Zorn war schon bei der Freude, welche er so unverhohlen zeigte, verflogen, und jetzt besiegte sein stummer Schmerz alles, was sie gegen ihn noch haben konnte. Ich schwieg, sprach er endlich, so lange ich noch keine Aussichten sah, die es mir erlaubt hätten, zu sprechen. Ein kleiner Beamtendienst ward mir endlich und nun eilte ich von heisser Sehnsucht getrieben, von den süs-

festen Hoffnungen beseelt, hieher. Ich glaubte zu fest an Henriettens Liebe, um zu fürchten mein Schweigen könne sie verlöschen. Ich darf Ihnen kein Glück bieten, wie das, welchem sie entgegen gehn. Nur meine unendliche Liebe, nur mein Vertrauen zu Ihrem Herzen, gaben mir den schönen Wahn, Sie würden, selbst bei einem geringen Auskommen, sich an meiner Seite nicht unglücklich fühlen. — Doch, das ist nun vorbei und ich gehe. — Henriettens Augen entstürzten Thränen, ihr Herz brach fast im Uebermaaße des Schmerzes, als er so sprach, und sein leidender Blick sie traf. Er verbeugte sich, um zu gehen, da flog sie zu ihm, und ihn umfassend, rief sie: Nein, nein! es ist nicht vorbei! Verzeih', o Karl! verzeihe mir, daß ich nur einen Augenblick an Dir zweifeln konnte, nur einen Augenblick Dein Herz, Deine Liebe verkannte! — Und Sie mein Herr, sprach sie, zu Ferdinand sich wendend, Sie sind zu großmüthig, um eine Verbindung, wie die unsrige es ist, trennen zu wollen. Nehmen Sie das Unterpfand Ihrer Treue, diesen Ring zurück, und lassen Sie mich in Ihnen einen Bruder lieben. Meine Mutter ist zu gütig, zu billig um sich meinen Wünschen zu widersetzen. Mit Entzücken umfaßte der Begünstigte das ihm so theure

Mäd-

Mädchen, indeß Ferdinand nicht eben allzu freundlich da stand und der Onkel mit grossen Schritten auf und ab ging und den Rock bald auf, bald zuknöpfte. Die Mutter verlegen, verwirrt, beschämt, suchte die Parthien in abgebrochenen Worten zu vereinigen und die Erzürnten zu besänftigen. Selbst Malchen, halb lächelnd und halb weinend, gab sich alle Mühe, das eben Geschehene als einen muthwilligen Streich des so gerne neckenden Geschickes darzustellen und Ferdinand fand die Rednerin so allerliebst, daß er Hut und Stock wieder hinlegte und mit Malchen zu disputieren begann, indeß die Glücklichen in den Garten giengen, um dort sich ungestört vollends zu versöhnen. Der Onkel sahe, daß der Neffe zu trösten war, und auch sein Zorn verrauchte. Man schied im besten Einverständniß und die Schwestern tauschten bald die Rollen. Ferdinand machte Malchen förmlich den Hof und sie empfing den Ring welchen Henriette verschmäht hatte. Fröhlicher und muthwilliger als diese Beiden, gab es kein Pärchen. Ferdinands Vater hatte mit

Un-

Unzufriedenheit von seinem Sohn die Nachricht, daß er nach Minna eine Andre lieben konnte, erfahren. Er verbarg es ihr und ihren Eltern und schrieb einmal um das andre, der Flatterhafte solle augenblicklich zurückkehren, doch dieser, auf des Onkels Schutz bauend, blieb aus, bis denn endlich, spät genug, es ihm einfiel auch einmal gehorsam zu seyn. Nichts von dem rührenden Abschiede von Malchen. Minnas Eltern waren so ziemlich besänftiget und die Tochter fing denn auch an zu glauben, man dürfe nicht ewig zürnen und er habe nun einige Monate hindurch schwer genug für den Leichtsinn gebüßt. Der Empfang war daher nicht ganz unfreundlich, und Ferdinand's alte Liebe erwachte nun wieder mit Macht. Anfänglich dachte er wohl dabei des schönen, freundlichen Malchens, aber wie es nun geht, die Ferne ward das Grab seiner Liebe. Immer seltner schrieb er der Abwesenden, dann gar nicht mehr, und zuletzt ward aufs neue der Hochzeittag bestimmt. Der Onkel, nichts wissend und nichts ahnend, kam zum Besuch,

und

und durch Malchens Wohnort kommend, fragte er an, ob sie etwas an Ferdinand zu bestellen habe. Mit einem zweideutigen Lächeln bittet sie ihn ein Briefchen mitzunehmen, schreibt, siegelt, und fert geht der Bote der Liebe und betrachtet schmunzelnd das Billet, welches gewiß viel zärtliches und schönes enthält. Bei seiner Ankunft erfährt er, daß Bruder und Neffe eine kleine Reise gemacht haben, und legt, um letztern angenehm zu überraschen, Malchens Schreiben auf den Tisch in dessen Zimmer, das kleine Mädchen nicht beachtend, das ihm mit der Puppe gefolgt ist, und als er den Rücken kaum gewendet, um alte Bekannte in der Gegend zu besuchen, das Briefchen auch schon öffnet. Ferdinand kehrt fröhlich zurück, denn schon im nächstfolgenden Tage ist sein Hochzeittag. Da kömmt ein Brief von Minnas Hand überschrieben. Er öffnete ihn, und findet, — seinen Ring in demselben und einen Brief darin — o Himmel! von Malchens Hand! Auch sie sendet ihm den Ring und wünscht mit kurzen Worten zu seinem sechsten Bräutigamsstande ihm Glück!

Glück! Nun, so freie wer mag! rief er aufspringend, ich aber nicht wieder! Undankbarere Geschöpfe, als die Mädchen, giebt es nicht. Ich habe sie Alle so geliebt, daß ich sie Alle hätte heurathen mögen, und das ist nun mein Lohn! Und er hielt Wort und blieb ein Hagestolz.

Die Tochter.

Erzählung

von

August Lafontaine.

Sir Harley an Herrn Walther.

B**

Wenn Du die Züge meiner Hand siehst, geliebter Ludwig, so erinnere Dich des Augenblicks, da ich vor sechszehn Jahren todtenbleich an Deine Brust fiel, und kein anderes Wort hatte, als das: Leb' ewig wohl! Du wolltest mich halten, ich riß mich aus Deinem Arm und floh. Hier bin ich wieder, und um mich her tönen die Kriegsgesänge einer freigewordenen Welt, und meines freien Vaterlandes. Dieser Augenblick hat die sechszehn Jahre meiner Verbannung reich bezahlt.

Reich bezahlt? Ach, eine Wunde wird kein Kriegsgesang heilen.

Aber vorerst bitte ich Dich, laß Niemand wissen, daß ich wieder hier bin. Du sollst hören, warum.

Du weißt, wie tief wir die Franzosen haßten, seit sie aus dem schützenden Zepter der Freiheit die Furienfackel der Weltunterjochung mach-

machten. Der deutsche Rhein wurde ihre Gränze, und mein Vaterland war unterjocht.

Ich wollte mir ein neues Vaterland suchen; aber mich hielt die schönste Leidenschaft des Herzens, die Liebe.

Ich verkenne es nicht, auch jetzt nicht, Ludwig, daß die französische Revolution wie die leuchtende Morgenröthe eines schöneren Tages über die Welt das himmlische Licht der Freiheit verbreitete. Wir Jünglinge, Du kennest sie alle, den ernsten Moritz, den stillen Ferdinand, den muthigen Franz! wir träumten von einer schöneren Zukunft, von stiller Empörung gegen der Franken wilde Herrschaft. Wir schlossen mit jugendlichem Muth den Bund der felsenfesten Treue fürs deutsche Vaterland. Wir hofften den heutigen Tag.

Ich kenne keine schönere Stunde, als in der wir im jugendlich hohen Muthe die Opfer lobten, die unser Plan forderte, nie ein Amt zu nehmen, das uns bände, keine Verbindung zu schließen, die unsre Herzen an etwas Theureres fesseln könnte, als an das Vaterland; Arm, Fuß, Auge und Muth zu üben für den Krieg, das Leben an Mangel, an Entbehrung, an Arbeit zu gewöhnen, und es waren nicht Worte; wir machten sie zur That.

Sieh', so geh' ich in dieser Zeit durch das Gebirge an der Mosel hinauf, meine schwere Jagdtasche auf dem Rücken, das Gebirge mit allen seinen Schluften und Höhen recht kennen zu lernen. Ich steige hinab, und in einem Thale unter mir im Schatten einer einsamen Eiche sitzen ein Mann und ein Mädchen; der Mann das Haupt in die Hand gestützt, das Mädchen süß schlafend am Felsen.

Sobald der Alte meinen Fußtritt hörte, winkte er mir zu, auf die Schlafende zeigend. Ich ging leise, der Fußpfad führte dicht an ihnen weg.

Der Alte grüßte so herzlich, obwohl mit einem kummervollen Gesicht, der Sitz war so einladend, ein kleiner Quell, der aus dem Felsen hervorbrach, noch mehr.

Ich sagte leise: ich will nur ein Paar Tropfen trinken, wenn es Sie nicht stört.

Statt der Antwort half er mir meine Jagdtasche abnehmen, lächelte um nicht zu reden, und reichte, da ich getrunken, mir freundlich die Hand.

Ich setzte mich hinter ihm zurück auf ein Felsstück, und ich konnte, ohne daß er es sah, die Schläferin betrachten.

O mein Ludwig! welch ein Anblick! Ein Schlei-

Schleier von blonden Locken verbargen halb das unbeschreiblich schöne Gesicht, das auf einem schwarzen Tuche ruhete. Die Rosenknospe des Mundes spielte wie im Traum, mit einem schönen Lächeln, auf den Wangen blühte die höhere Rose des Schlafes, und — o wie gern hätte ich die Perlen des Schlafs von ihrer Stirn getrocknet! und ihr Kühlung zugefächelt, denn es war sehr warm. Die schlanke Gestalt, blühend in der Fülle schöner Jugend, so reizend dahin gegossen, als wäre sie für den Künstler das Modell einer schlafenden Liebesgöttin!

Die weißen zarten Hände, der kleine Fuß, sagten mir mehr als die einfache Kleidung, daß sie im Ueberfluß erzogen war.

Da schlug sie die Augen auf, als blitzte ein Donnerstrahl erschütternd durch die Natur, und mit süß klingender Stimme sagte sie: wie hat der Schlummer mich erquickt!

Jetzt erblickte sie auch mich beschämt. Wir grüßten uns, und ich fragte den Alten, als setzte ich ein Gespräch fort: von Trier kommen Sie?

Ein schneller Kummer verfinsterte sein Gesicht. Er antwortete seufzend: aus der Gegend, und ich will nach Köln zu einer Verwandtin. Er schlug nicht hoffend sondern bittend, den Blick in die Wolken.

Der Weg ist weit, und — Ihre Tochter doch wohl?

Meine Tochter.

Scheint nicht an Reisen zu Fuß gewöhnt zu seyn.

Er legte die Hand an die Stirn. Ich fürchte das Ziel der Reise mehr als die Reise selbst. Denn wenn ich nicht fände, was ich kaum zu hoffen wage.

Er erzählte mir nun, und der Ton seiner Stimme wurde mit jedem Worte weicher bis zu der tiefsten Wehmuth, die mit dem Weinen rang, daß ihm das Mitleiden mit einem Conscribirten, dem einzigen Sohn einer armen Mutter, sein Amt, sein Vermögen gekostet hatte, daß ihm von Allem nichts übrig geblieben wäre, als die Eine, so ungewisse Hoffnung auf eine unbekannte Verwandtin.

Das Mädchen wendete sich während der Erzählung ab, aber ich sah an ihren Bewegungen, daß sie ihre Augen trocknete.

Die rührende Erzählung des Alten, das heimliche Weinen des Mädchens, mehr als alles meine Jugend, des Mädchens Reiz öffnete mein Herz. Ich sagte ruhig: so kann ich Ihnen eine bessere, eine gewissere Hoffnung bieten,

den

den Aufenthalt Ihrer Tochter bei meiner Tante, die sie mit offnen Armen aufnehmen wird.

Er schüttelte den Kopf, das Mädchen wendete ihr Auge auf mich, und dieser Blick vollendete. Sie zweifeln? sagte ich zum Vater. Gut denn! so nehme ich Sie auf, was ich ohnehin zuerst muß, da meine Tante nicht in B** ist.

Ich mußte nun meinen Namen sagen, daß ich reich war, und unabhängig.

Der Vater war ein weicher Mann und ohne Hoffnung, und so nahm er meinen Vorschlag an.

Wir gingen, als wären wir eine Familie, das Gebirge hinab, und alles was wir uns aus unserm Leben zu erzählen hatten, erhob unser Zutrauen. Jeder Tag, und wir brachten noch drei Tage bis B** zu, wurde zu einem ganzen Leben. Mariens Heiterkeit und Vertrauen thaten einen mächtigen Schritt, bei jedem Frühstück, das wir in irgend einem schönen Thale feierten, bei jeder rauhen Höhe, über die meine Hand sie führte, bei jeder Erzählung von meinen edlen Freunden, von meiner schönen Jugend, und meine Liebe wuchs bei jedem Worte von ihrer unschuldigen Jugend bis zur höchsten Leidenschaft.

Ich führte sie auf meinen Weinberg, in das Häuschen, was Du kennst. Ich übergab ihnen die beiden Zimmer, wo ich sonst wohnte. Ich öffnete das Fenster, zeigte ihr die köstliche Aussicht, die untergehende Sonne, faßte ihre Hand und sagte bewegt: hier wenigstens soll keine Sorge wohnen!

Dann ging ich, um zu fragen, wann meine Tante zurück kommen würde.

Am andern Morgen kam sie mir mit dem Ausdruck des frohesten Vertrauens entgegen. Sie gestand mir, daß ihr Vater die Leute auf dem Weinberge über mich abgehört hatte. O wie freuete ich mich, sagte sie, ihrer Blick so unschuldig fromm auf mich fest haltend: daß Ihre Leute hier nicht Worte genug hatten, Ihre Güte zu erheben.

Meine Tante kam endlich. Ich kündigte es an. Der Vater bat mich, Marien noch bei ihm zu lassen. Sie sehen, wie schnell mein Leben zu Ende geht.

Er hatte die Wahrheit geahnet. Nach sechs Wochen lag er auf dem Sterbebette. Er warf ängstliche Blicke auf mich. Ich errieth ihn.

O was kann Sie beruhigen, liebster Vater? fragte Marie.

 Nichts!

Nichts! antwortete er seufzend.

Da nahm ich Mariens Hand, steckte einen Ring auf ihren Finger, und bat den Vater unsern Bund zu segnen.

Da lächelte er, da wurde er ruhig, da starb er zufrieden in unsern Armen, und Marie war meine Verlobte.

Ich schrieb nach ihrem Vaterlande, um die Zeugnisse, die unsre Verbindung nöthig machten, herbei zu schaffen. Meine Verbindung mit ihr war noch immer das tiefste Geheimniß. Niemand wußte von ihr. Der Tag war ganz nahe. Ich war allein mit ihr; die Liebe, die Einsamkeit, die ganz nahe Hoffnung führten mich zu früh in ihre Arme.

Man verlangte noch ein Zeugniß, das schwerer herbei zu schaffen war, der Tag unserer Verbindung wurde ausgesetzt; aber Marie war mein Weib. Wir waren unendlich glücklich. Einen Monat lebte ich in diesem seligen Geheimnisse mit ihr. O welch einen Monat, welche Tage, welche Stunden, welche seligen Augenblicke!

O ich habe gelebt, Ludwig, ich habe gelebt!

Der-

Derselbe an denselben.

Höre weiter! Einen Abend verlasse ich die Stadt, um zu Marien zu gehen. Zwischen den Weinbergen tritt mir mit einem Gesicht voll Entsetzen der Sohn des Polizei-Direktors entgegen. Zitternd ergriff er meine Hand. Sander, sagte er mit bebender Stimme und Zähnklappern: Du mußt fort! diesen Augenblick! diese Nacht wirst Du arretirt. Die Gensd'armen sind schon hier, und Dein Urtheil ist gesprochen, Du — hier schluchzte er, Du wirst auf Lebenszeit auf die Galeeren geschmiedet. Man hat einen Brief von Dir an Franz, an den Polizei-Minister nach Paris geschickt. Frage nicht, woher ich das weiß, und geh, und — o mein Gott, Sander, schweig wie das Grab: meines Vaters ehrwürdiges Haupt steht auf Deinem Schweigen. Hier ist ein Paß.

Mit dem Schauer eines heftigen Fiebers warf er sich an meine Brust.

Ich kann nicht! stöhnte ich auf.

Du mußt! Die blutige Kette der Galeere! Du mußt diesen Augenblick. Hast Du Geld?

Ich hatte eine große Summe in Papier bei mir. Denn ich war Willens, nach und nach mein großes Vermögen zu Geld zu machen und mit Marien über den Rhein zu gehen.

Ich schrieb ihm ein paar Worte an Marien, mit Bleistift, worin ich ihr einen Ort nannte, wohin sie zu mir kommen sollte. Geld hatte sie.

Ich übergab das meinem Vetter zur Bestellung, und in Verzweiflung, fast rasend vor Zorn und Angst, floh ich in das Gebirg, die wohlbekannten einsamen Pfade, und den dritten Tag blitzte mir durch die Nacht der Rhein entgegen.

Ich fand einen Fischernachen: Ich band ihn los, stieg ein, und nach einer Viertelstunde war ich am jenseitigen Ufer und frei. Ich flog nach Frankfurt, wohin ich Marien bestellt hatte. Ich durchlebte einen Tag nach dem andern, zerrissen von Hoffnung und Höllenangst. Sie kam nicht.

Ich stahl mich wieder über den Rhein; ich kam um Mitternacht auf meinem Weinberge an. Ich pochte an das Fenster, wo mein treuer Bedienter schlief. Er kam. Er erstaunte mich zu sehen, denn Niemand wußte, warum ich weggegangen war. Aber Marie war fort. Sie hatte die Nachricht von mir nicht erhalten. Man hatte den Sohn des Polizei-Direktors den Morgen nach meiner Flucht verhaftet. Er hatte erst eben seine Freiheit wieder erhalten, der edle Junge!

Marie hatte von einem Tage auf den an-

dern auf mich gehofft, und endlich hatte sie den Weinberg heimlich verlassen, und war verschwunden.

Daß man meinen Weinberg von Zeit zu Zeit beobachtete, schien jetzt meinem Friedrich gewiß.

Ich ging ohne Hoffnung zurück über den Rhein, mein Friedrich begleitete mich.

Ich versank in des hülflosesten Kummers tiefsten Abgrund. Aber im Frühjahr, da der Krieg in Italien ausbrach, erhob ich mich. Ich kämpfte gegen die Barbaren in Italien zweimal. Ich suchte den Tod und Rache, und für Europa Freiheit. Die Fürsten schlossen Frieden mit meinen Feinden, und mit ihrem unmenschlich herrschsüchtigen Anführer: ich nicht. Wo die Flamme des Krieges aufschlug, dahin zog ich. Das Lager wurde mein Vaterland, und Krieg mein Leben.

Ich stritt bey Austerlitz, bei Eilau, bey Wien. Dann ging ich nach Spanien, und kämpfte den großen blutigen Krieg unter den Engländern, unter der deutschen Legion. Franz, o das edle Herz! blieb an meiner Seite. Er reichte mir die Hand, und rief: bleib getreu! das Leben ist nichts! die Freiheit ist alles! Und auf unserem Siegsgeschrei, auf dem Sie-

ges-

gesdonner unseres Geschützes stieg sein edler Geist gen Himmel.

Von den Pyrenäen hinab in die Räuberhöhle führte ich mein eignes Regiment als Obrist. Da tönte über die Welt des Himmels heiliger Segensruf: Der Tyrann ist gestürzt, und wir zogen mit Lorbeeren geschmückt nach Paris.

O Du, mein Ludwig, wie flog ich die große Stadt auf und ab, nach Nachricht von meinem Vaterlande, von Marien.

Keine bekannte Stimme unter ihnen. Es waren Jünglinge, fast Knaben, welche der Welt die Freiheit erkämpften. Ich war vierzig Jahre alt geworden. Ich sagte keinem von ihnen meinen Namen. Ich behielt den Namen Harley, den ich genommen hatte von einem braven Engländer, der an meiner Seite fiel.

Ich wurde nach England geschickt, das Material für unser Korps zu betreiben. Ich kam noch eben zurück, um die letzte große Schlacht bei Waterloo mit zu schlagen.

In Paris erhielt ich unbestimmten Urlaub, meine Gesundheit wieder herzustellen, und so flog ich hierher nach B * *

Niemand weiß ein Wort von Marien! O Marie!

Der=

Derselbe an denselben.

Ja, mein Freund, Du hast Recht: das Wiedersehen des Vaterlandes ist auch ein Siegsgeschrei, obwohl — doch nein; ich will nicht klagen; denn da ich hineinschritt in die Pappelallee, die Bäumchen waren vor sechszehn Jahren, da ich in die gewühlvollen Straßen trat, mitten in dem Tumulte der Knaben war, die aus der Schule froh und wild nach Hause rannten, da mich der alte Choral vom Thurm geblasen empfing, und das Getöse des Wochenmarkts, und in den kleineren Gassen das stille Spiel der halbnackten Kinder, hier am Fenster eine Jungfrau hinausschaute in die Welt, und dort eine junge Mutter ihr Kind auf dem Arme hineinschaute in ihre Welt, die in den hellen Augen ihres Kindes war, hier ein bekanntes Haus stand, dort eins; und da auf einmal das behängte Fenster meines edlen Franz mir ein ganzes Leben, seine und meine Kindheit und Jugend, unsere Plane, ein Schlachtfeld, eine Leiche, und seine letzten Worte vorhielt: ach, da wars ja nicht Schmerz, nicht Freude, was Thränen in mein Auge goß und das erhabene Gefühl der Unendlichkeit in meine Seele, sondern etwas Besseres als das Le-

Leben hob mich über das Leben. Ich sagte laut: o edler Franz! und der Vorhang vor dem Fenster rollte auf, das Fenster öffnete sich und das Engelsgesicht eines schönen Mädchens sah lächelnd auf mich herab, als stände ein Engel an seiner Stelle: ja, da rief ich: wie glücklich bin ich! wie selig! Und meine Brust war hell wie ein Frühlingstag, mit tausend Blüthen bekränzt, mit tausend Leben umschwärmt.

Nun fiel im Wirthshause aus den geschwätzigen Lippen eines sechszigjährigen Aufwärters die ganze Trauer- und Freudengeschichte der sechszehn Jahre über mein Herz.

Meine beiden Brüder leben wieder hier. Der Aelteste, Gustav, auf seinem Comptoir, der zweite als geheimer Regierungsrath bei dem neuen Gouvernement. Mein Herz schlug vor Freuden, da der Alte hinzu setzte: das sind ein Paar Ehrenmänner. Gott erhalte sie der Stadt und dem Lande lange noch.

Wo lebt der jüngste, Theodor? fragte ich lächelnd nach mir selbst.

Ja der! der ging, man weiß nicht warum, davon. Die Brüder ließen ihn in allen Zeitungen zitiren. Man sagt, er ist in Italien gegen die Oesterreicher geblieben.

Und

Und der Polizei-Direktor Bosse und sein Sohn? Mir schlug das Herz bei der Frage.

Ein ehrlicher Mann, obwohl er so ein Spitzbuben-Amt hatte. Jetzt kann man Gottlob! wieder so sagen. Er ist in Paris im Gefängnisse gestorben, weil er der Unschuld durchhalf. Es ist Niemand mehr über, als ein Enkel, ein Lieutenant von zwanzig Jahren, ein Held sagen sie alle; aber er steht auf Wartegelder, monatlich fünf Thaler, hat nichts als seinen Degen, ein Bändchen im Knopfloch, und eine Schmarre über die Stirn, die ihm aber hübsch läßt, sagen die Mädchen.

Guter Gott! Ludwig! Guter Gott! Zum ersten Male schlug ich die Hände zusammen, und dankte Gott, daß die Engländer jede Wunde reich bezahlten. Mir zahlten sie ein gutes Dutzend, und daß ich mit meinem Regimente des Königs Joseph Wagen erbeutete. Die Prise war reicher als wir alle wußten, und Wellington gab sie mir und meinem braven Regimente. Gottlob! ich bin reich.

Nun fragte ich nach Franz. Sieh', Ludwig, mein Bruder, der Regierungsrath, wohnt in dem Hause, was Franz bewohnt hat, und wahrscheinlich gehört das Engelsgesicht, das aus Franz Fenster sah, seiner Tochter. Das Blut

bin-

bindet mich und sie zusammen, aber glaube mir, das Fenster meines edlen Freundes auch.

Nun kamen noch ach! wie viel Leichen! Es ist eine schwere schreckliche Zeit gewesen. Ich schickte ihn weg; denn der alte Mann, mit seinen Runzeln und grauem Haar, und seiner ewigen Antwort: todt! wurde mir fürchterlich.

Ich eilte ins Freie. Links zog mich das theure Andenken meiner Marie und der Weinberg, rechts die arme Mutter, deine Mutter, mein edler Franz! Es ging mir sehr nahe, Ludwig, daß ich bei dieser Frau alles nur mit Geld abmachen konnte. Ich bot ihr zehnmal mein Herz; aber sie verstand mich nicht. O mein Franz, wie stiegest du allein so hoch? Allein, denn seinen Vater hat er nicht gekannt.

Nun ging ich von der Frau zu dem Sohne des Mannes, der mich von der Galeere rettete. — Doch gut Ding will Weile haben und dieses war gut Ding.

Derselbe an denselben.

Man zeigte mich auf dem Hofe einer halbvermoderten Treppe hinan. Ich pochte an eine schwarze Thüre. Herein! riefs mit fester Stimme, und ich stand vor einer scharf gebogenen Adlernase, mit einem Paar mit Blitzen bewaffneten

ten Augen darüber, einer Stirn zum befehlen gebildet. Dabei war ein rosenrother weicher Mund, dem zu einem Mädchenmunde nur das Lächeln fehlte, ein paar Grübchen in den Wangen, die ebenfalls einem Mädchen gehörten. Die Figur stand fest da, als kennte er das Wort zurück nicht. Alles Uebrige, sein Oberrock, das Geräth im Zimmer, sein Lager, als hätte er es aus dem Bivuak als Andenken mitgebracht, sagte mit tausend Zungen: ein armer Teufel auf halbem Sold.

Herr Kammerad, hob ich, mich bückend, an. Er sah nach meinen Epaulets, und antwortete: Was befehlen Sie, Herr Obrist?

Ich suchte einen Lieutenant Bosse, das sind Sie nicht. Aber vielleicht habe ich mehr gefunden als ich suchte, einen braven Kameraden wenigstens; denn wir tragen Einen Orden auf der Stirn.

Er faßte nach seiner Narbe auf der Stirn, als wüßte er nicht, daß er sie hätte. In der That, das ließ ihm gut.

Er lächelte nicht bitter, nicht einmal sauer; aber ein Lächeln wars auch nicht. Er bückte sich statt aller Antwort.

Ich bat ihn kurz ab zu Tische bei mir auf den Abend. Er schlug mir es kurz ab.

Ich

Ich bin hier ganz fremd, fuhr ich fort: es fehlt mir an Gesellschaft. Ich suchte einen Bekannten Ihres Namens; lassen Sie mich ihn gefunden haben!

Er runzelte die schöne Stirn. Sie sind so gütig, und so mag ich nicht untersuchen, ob nicht vielmehr mein Bedürfniß — er sah rings im Zimmer umher — als Ihres, Sie so gütig macht. Aber — ich bin gern allein, Herr Obrist.

Ich wollte, ich wäre Ihr Obrist, um sagen zu können: Sie sollen! Ein alter Invalide kann nur bitten.

Er sah mich lange an. Ich habe kein anderes Zimmer als dieses, sagte er, aber gar nicht verlegen.

Ich erwarte Sie unten! sagte ich, ihn verstehend.

Nach zwei Minuten war er gut gekleidet bei mir.

Ich war von Herzen ungeduldig; denn nun hatte ich mir selbst den Besuch auf den Weinberg erspart. Aber ich faßte seine Hand, ich blieb vor ihm stehen, sah in sein Auge, ich küßte ihn, um mich zu überzeugen und ihn, daß ich nicht ungeduldig war.

Er sah mich ein wenig scheu an; er moch-

te wohl glauben, ich wäre nicht recht unter dem Hute verwahrt. Aber es wurde alles besser, da wir beide hinter einer Flasche Wein wie ein Paar Soldaten uns einander unsre Thaten abhörten.

Man trug auf. Wir aßen, und untersuchten dabei die Frage, wie viel unser Stand wohl werth sey.

Und fänden Sie nun einen Kameraden, auf halben Sold gesetzt, wie Sie und ich, und er hätte noch weniger als Sie: ich glaube, Sie gäben ihm noch von Ihrem Solde.

Es müßte wenig seyn; aber ich glaube es; aber — setzte er sogleich mit einem scharfen Blicke hinzu: ich nähme nichts.

Ich auch nicht, rief ich: ich nehme nicht einen Schilling von der Hand eines Hochmüthigen, nichts aus der Hand des Mitleidens, und ich begreife, wie man mit Ihrer Besoldung auskommt; denn ich hatte in Spanien nicht halb so viel, als Sie. Aber gäbe mir Jemand sein Herz, sein ganzes Herz, wie ich Dir, Dir, mein Sohn. — Ich konnte nicht weiter reden, die Bewegung hemmte meine Zunge. Ich nahm ihn an meine volle Brust.

Er legte sich schluchzend an meine Brust,

und

und ohne aufzusehen, sagte er: jetzt nicht ein Wort mehr, Herr Obrist.

Das einzige Wort Vater noch! Nicht dieses Wort noch?

Vater! sagte er; aber er steckte sogleich den Degen an die Seite, stand trotzig vor mir zum Abschiede.

Ich bat ihn auf Morgen wieder zu Tisch. Er versprach zu kommen. Dann ging er.

Am andern Morgen in der Frühe ging ich auf den Weinberg. Ich setzte mich auf die höchste Höhe, wo ich so oft mit meinem geliebten Weibe, mit Marien gesessen hatte. Mein Herz wurde unbeschreiblich weich. Dann ging ich hinab nach dem Hause. Ach, die Zimmer waren verschlossen, mein Bruder hatte die Schlüssel. Ich ging wieder auf die Höhe. Schon wollte ich in die Stadt senden, um mir mein Essen nach dem Weinberge bringen zu lassen. Mein Lieutenant fiel mir ein. Ich ging unmuthig in die Stadt.

Mein Gast kam.

Ich fragte nach seinem Vater.

Er erzählte mir ruhig — jedes Wort drang wie ein Dolch durch meine Seele — daß sein Großvater das Opfer seiner Großmuth geworden. Mein Vater, sagte er mit leiser Stimme,

und Thränen fielen in den Wein — rettete einen seiner Bekannten vor der Galeerenstrafe.

Gott! Gott!

Man verhaftete meinen Vater, und findet ein Billet bei ihm von dem Geretteten. Mein Großvater starb im Gefängnisse, meines Vaters Leben verzehrte der Gram.

O Ludwig, wie war mir! Es war das unglückliche Billet, das ich an Marien schrieb, das Großvater und Vater tödtete, und den Enkel zum Bettler machte.

Und Du wolltest nicht mein Sohn sein? rief ich außer mir. Du wolltest dieses Herz zurückstoßen, das in Schmerz über das harte Geschick, was Dich traf, zerbricht? Wie? das könntest Du?

Ich hob die zitternden Arme ihm entgegen. Er sank zu meinen Füßen. Er nennte mich tausendmal Vater. Der Bund war geschlossen.

Ich hätte ihn den Augenblick zu mir ziehen lassen; aber der Weinberg fiel mir ein. Ich hatte meinen Kopf darauf gesetzt, auf dem Weinberge zu wohnen.

Ich bat ihn, sich einzurichten, so reich er selbst wollte. Ach, wie bescheiden waren seine Wünsche! Aber er gestand mir den Tag darauf,

wie

wie glücklich es ihn machte, daß er einen treuen Menschen von seiner Compagnie, der ihn unendlich liebte, hatte zu sich nehmen können.

Nein, zwei frohere Gesichter habe ich nicht gesehen als des Herrn und des Bedienten.

Da saß ich zu halben Stunden bei dem Bedienten, und ließ mir von ihm erzählen, wie brav, wie gut sein Herr wäre, und wie unglücklich. Er erzählte mir tausend Züge seiner schönen, starken Seele. O wie fing ich ihn an zu lieben! wie liebe ich ihn alle Tage mehr!

Derselbe an denselben.

Ich mußte nun zu meinen Brüdern. Ich hatte eine kleine Scheu, Ludwig. Wir waren nicht zusammen erzogen. Meine Mutter war viel reicher als die ihrige gewesen. Ich hatte sie selten gesehen, und sahen wir uns späterhin einmal, so stieß den wilden Jungen, das war ich, ihr ernstes herrschsüchtiges Wesen zurück. Ich nannte es Heuchelei bald, bald Philisterei, aber nur in übler Laune. Oft war mir's, als hätte besonders der ältere mich sehr lieb, als müßte ich ihn zärtlich lieben, trotz seinem Ernst und um seinen Ernst. Dann fiel ich ihm um den Hals, machte ihm bittere Vorwürfe über seine Kälte. So rede doch, sagte ich heftig.

Er lächelte, und sagte oft: meine starke Liebe ist stumm, Theodor.

Aber wir kamen immer wieder auseinander. Mochte auch einen Theil der Schuld ihre Stiefmutter, meine Mutter tragen, und meine wilde Unbesonnenheit, die mich in hundert üble Händel verwickelte.

Die einmal Dein ganzes Leben, sagte Gustav fast zu ernst, fast bitter: in einem Moment verwüsten wird.

Und, o Ludwig, hat er nicht die Wahrheit prophezeiht? Hat nicht der Uebermuth, war er auch edel, mein und anderer Leben verwüstet?

Sieh', das alles sagte ich mir, an das alles dachte ich, eine Stunde vorher, ehe ich zu ihm ging.

Aber es blieb etwas Scheues in mir.

Ich war gerichtlich für todt erklärt, wohl mit einem Vorbehalt; aber sie hatten nun einmal mein Vermögen. Sie hielten es für das ihrige. Der Regierungsrath machte ein großes Haus, dessen Ausgaben gewiß mein Vermögen decken mußte. Auch das fiel mir unterwegs ein. Ich griff scheu an die Hausschelle.

Man meldete den Obrist Harley. Ich stand im Vorsaal. Die Bilder meiner Eltern, die im Saal hingen, und mich anlächelten, konnten mein Mißtrauen nicht vertreiben.

Ich stellte mir meinen Bruder im Geiste vor, um mich zu erwärmen, und in dem Augenblick trat er in's Zimmer, in einem grünen damastenen Schlafrock, so starr und steif, daß es um mich her rauschte wie Wasserwogen, in rothen Sammetpantoffeln, daß mir der leibhafte Kaiser Konstantin mit den kaiserlichen Purpurpantoffeln einfiel. Hinter jedem Ohr eine Schreibfeder, an jedem Arm einen schwarzen Vorärmel zum Schreiben, und das Gesicht wie ein kalter November-Tag.

Ich bin der englische Obrist Harley, lieber Herr Hof-Kammerrath, und ich wünschte Sie für eine Gefälligkeit in einer guten Stunde zu finden.

Für eine Gefälligkeit bin ich immer in einer guten Stunde, antwortete er höflich.

Ein Feldzug, der fast zwölf Jahre dauerte, hat mir Landluft und Ruhe nöthig gemacht. Sie haben einen Weinberg und ein Häuschen darin, das mir beides verspricht. Es steht unbewohnt. Ich wünschte, Sie vermietheten mir die oberen Zimmer, um welchen Preis Sie wollen.

Seine Antwort waren ein halbes Dutzend lang gezogene Hm's! und He's! und dann ein

kahles Nein! Alles was ich sonst beföhle, nur die Zimmer in dem Häuschen nicht.

Die Niemand bewohnt.

Ich bedaure von Herzen, Herr Obrist. Sonst alles Andere! Es sind da noch Häuschen, Herr Obrist —

In der Tiefe. Meine Gesundheit verlangt Bergluft.

Der Weinberg steht zu Befehl; nur nicht die Zimmer.

Eben die Zimmer.

Eben die Zimmer nicht.

So bin ich zurück, und ärgere mich, daß ich mich darüber ärgere. Aber ich will sie sehen die Zimmer, und müßte ich wie ein Bursche von achtzehn Jahren sie mit einer Strickleiter ersteigen.

Mit meinem Pflegesohn ist es auch nicht wie es seyn soll. Sieh', ich möchte alle Frühlingsblüthen der Freude auf sein Haupt werfen, und er lächelt wohl. Aber mitten in der Freude bricht er ab, runzelt die Stirn, und frage ich ihn, so bedeckt er den dunkeln Abgrund mit Blumen; aber ich will in diesen Abgrund schauen, und müßte ich ihm das Geheimniß stehlen, wie ein Dieb. Sollte nicht sein treuer Bedienter — Pah! Pah! das ist nichts.

Den Herrn geheimen Regierungsrath mag ich nun gar nicht sehen, obgleich mir der Mund recht sehr nach dem Engelskopfe wässert, der aus Franzens Fenster sah, und noch mehr nach meines Bruders Sohn, der dem Ansehen nach ein sehr wackerer Bursche ist, die beiden Feldzüge, ich glaube, gegen den Willen seines Vaters, mitgemacht hat.

Kurz, ich habe üble Laune. Denn denke, ich kann doch so nicht aus den Wolken in meines Bruders Haus fallen: ich sage also meiner Adlernase von Lieutenant recht freundlich, er würde mir einen großen Gefallen thun, wenn er die Bekanntschaft von des Regierungsraths Sohne machte. Der Bursche sieht mich mit gerunzelter Stirn an, und dabei jagt eine Röthe die andere über sein Gesicht, und dann sagt er gerade zu: nein!

Zum Henker, mein Sohn, ich verlange nichts Böses.

Das weiß ich; aber das kann ich nicht.

Sieh', da habe ich mit lauter harten Köpfen zu thun; aber in die Zimmer will ich, und stände der Kaiser Konstantin mit den Purpurpantoffeln selbst an der Thüre! Amen.

Was ist das, liebster Ludwig? Ich gehe auf den Weinberg. Ich brauchte ja weder Schlüssel noch Strickleiter. Die Thüre, die zu Mariens Schlafzimmer führte, hatte einen verborgenen Zug, der sie öffnete. Das Häuschen steht offen, die Leute arbeiten alle im Weinberge. Ich öffne die Thüre so leicht wie sonst. O Himmel, wie war mir! Da steht noch Mariens Bett. Ist es Zauberei? Auf dem Bette liegt noch ihr Nachtkleid, auf dem Kopfkissen liegt ihre Nachthaube als wäre sie eben erst aufgestanden. Ich zitt're, ich stürze in ihr Zimmer. Auf dem Sofa liegt ihr Strickzeug, da steht ihr Stickrahmen mit einer Weste, die ihre Hand für mich angefangen. Auf dem Spiegeltisch steht noch ein Blumentopf mit längst verwelkten Blumen. Da steht noch mein Bild. Ich war außer mir. Ich rufe ihren Namen mit zitternder Stimme. Ich denke, sie wird mir antworten: Theodor! alles schweigt. Ich begreife mich endlich. Ich beschaue alles genauer. Staub, alter Staub liegt auf allen Möbeln, auf ihrem Stickrahmen. Nein, schon Jahre lang hat das hier so gestanden.

Ich stäube mein Bild ab, und sie hat darunter geschrieben: so lebe wohl! Nein, treulos warst Du nicht!

O glaub.

O glaubtest Du das Marie? rief ich.

Ich ging auf mein Zimmer. Alles lag und stand, wie ich es verlassen hatte. Meine Bücher noch aufgeschlagen, den Zirkel auf der Landkarte liegend.

Ich schwärmte hier eine Stunde lang, und dann ging ich fröhlich zu Hause. Ich finde eine Einladung von meinem Bruder, die ich angenommen habe. Ich muß ihn noch einmal um die Zimmer bitten. Denn wohnt' ich auf den Zimmern, so hoffe ich mit meinem Geschick noch wohl fertig werden zu können. Was ist denn nicht Täuschung?

Auf einmal, lieber Ludwig, habe ich alle Hände voll zu thun, und ich bin hinter ein halbes Dutzend Geheimnisse gekommen, die alle auf dem Obrist Harley gewartet hatten.

Ich fuhr zu meinem Bruder. Was Kleinigkeiten thun; er sah mir schon in seiner vollen Kleidung viel brüderlicher aus, als in seinem kaiserlichen Ornat. Er stellte mir seine Frau und zwei Kinder vor, mit dem strengen Gesicht des Herrn und Vogt seiner Familie; aber die junge Frau und die Kinder machten ein schönes Bild häuslicher Einigkeit, einer hohen Achtung ge-

gegen den Hausvater, aber auch einer so zutraulichen Liebe gegen ihn aus, daß der Hausvogt nach einigen Minuten verschwunden war.

Ich wollte eben von dem Weinberge wieder anheben, da sagte er: ich danke Ihnen, daß Sie meine Einladung nicht ausgeschlagen, besonders da Sie übler Laune mich verlassen haben. Sie sollen das Häuschen haben, Herr Obrist; obwohl — sehen Sie, Herr Obrist. Das Häuschen, besonders die Zimmer, sind das Andenken an einen theuern, verlornen Bruder. Es steht so, wie er es verlassen hat, und so sollte es stehen, dachte ich, bis – Er wendete sich ab. Nein, er ist wohl todt, setzte er gerührt hinzu.

Sieh' da stand ich auf einmal beschämt von meinem Mißtrauen, wie ein Sünder vor ihm. O wie entzückte mich die weiche Liebe seines Herzens unter den harten Falten seines Gesichts. Wie zärtlich bat ich ihm mein Mißtrauen und mein Unrecht in Gedanken ab!

Ich versicherte ihn, es sollte kein Fuß die Zimmer betreten als meiner, und alles sollte bleiben wie es wäre. Alles, auch die geringste Kleinigkeit.

Ich erhielt die Schlüssel.

Nun fragte ich nach dem Schicksale seines

Bru-

Bruders, Er sah mich lange an, und sagte: er ging von hier, das ist alles, was ich weiß. Er brach bewegt ab.

Nun gehörte ich mit Leib und Seel zu seiner Familie. Ich war glücklich.

Da kam der Regierungsrath mit Frau, Sohn und Tochter.

Die Brüder behandelten sich fremd und höflich wie Gesandten von zwei feindlichen Mächten; aber mir entging doch nicht, daß leise Blicke der Liebe hinüber und herüber von allen zu allen flogen.

Ist es Liebe: warum machen sie ein Geheimniß daraus. Die feine, schonende Achtung der Brüder gefiel mir wohl; aber vertrauliche heisse Liebe ist doch besser. Es that mir weh. Ich mußte oft die Augen abwenden.

Der Engelskopf aus Franzens Fenster sah mich so freundlich an, als wären wir alte Bekannte. Der Sohn hatte seine Gedanken, merkte ich, an einem andern Ort, als bei uns, und einige harte Anmerkungen des Vaters über die Unlenksamkeit der Kinder, die der Sohn mit einem leisen Erröthen nur beantwortete, deutete auf häuslichen Zwist.

Die lächelnde Blicke Malchens, so hieß die Tochter, wurden immer freundlicher, so

daß

daß ich nach Tisch zu ihr sagte: wir sind alte Bekannte, liebes Kind. Eine schöne Röthe überzog ihr ganzes Gesicht, und sie sah gerade so aus, als wollte sie von mir hören, wie viel ich damit gemeynt hätte.

Denn, fuhr ich fort: da ich hier ankam, sah ich nach einem mir sehr theuren Fenster hinauf, und an dem Fenster stand ein Engel. Ich erzählte ihr, daß Franz auf dem Zimmer gewohnt hatte, und seinen Tod.

So sehr sie gerührt war, denn ich erzählte mit einer rührenden, großen Bewegung, so sprang sie doch ab, und sagte: Sie sind noch wohl sechsmal da vorüber geritten, Herr Obrist! und dabei überzog ihr Gesicht eine neue Glut, die mich aufmerksam machte.

Ich war vorüber geritten, und mir fiel ein, mit meinem Pflegesohn. Mir fiel weiter ein, daß ich immer diese Gasse reiten wollte, des Fensters willen, und daß meine Adlernase jedesmal eine andere Gasse vorschlug, obgleich ich ihm die Geschichte mit dem Fenster erzählt hatte. Das ist das Fenster, mein Sohn! sagte ich jedesmal, wenn wir vorüber ritten, und ich sah hinauf. Aber er sah jedesmal an die andere Seite auf seines Pferdes Füße.

Das fiel mir ein.

Ich habe Sie nicht gesehen, liebes Malchen.

Ich stand am Fenster.

Wenn Sie sich nicht geirrt haben. Ich habe immer einen jungen, sehr edlen Ritter neben mir. Eine neue Glut, noch dunkler als die vorige, auf ihrer Wange, — für den Sie gewiß das Fenster geöffnet hätten.

Hier fiel Glut und Bläße und Verwirrung zusammen. Sie brach schnell ab, und ich flog zu Hause, um den zweiten Mann des Geheimnisses abzuhören, meine Adlernase.

Höre, mein Sohn, rief ich: ich habe dort eine Bekanntschaft gemacht, mit dem Engelsgesicht an Franzens Fenster.

Eine Flamme schlug über sein Gesicht.

Wäre ich jung wie Du, und hätte ich alle Hoffnungen, welche die Jugend hat, und welche sie lügt, so sollte das Mädchen dennoch meine einzige Hoffnung seyn.

Da hatte ich das Geheimniß. Er erblaßte, brach ab, und verließ das Zimmer.

Zieh hin, sagte ich: aber müßte ich auf einer Strickleiter das Mädchen für dich stehlen, so ist sie Dein!

Bosse an Marx.

B * *

Du bist nicht glücklich, guter Junge, ich frage, wer ists denn? Ich treibe ein Spiel mit dem Spiele des Lebens, ein sehr ernstes Spiel; aber ich möchte wissen, welch ein Narr, und wär' er die Weisheit selbst, zuerst gesagt hätte: des Menschen Wille ist allmächtig? Wie stark der Wille ist, wissen wir doch wohl. Denn weißt Du noch, wie wir scherzend aus dem in Eis erstarrten Nachtlager die Gärten der Armida machten, das Sumpfwasser in Wein verwandelten und die magere Kost in Lukullus schwelgerische Tafel? Weißt Du noch, edler Marx, wenn wir gegen die Batterien marschirten, wie Du sagtest: ich will es als ein Fastnachtspiel betrachten, das Leben zwischen hier und den Mündungen des Geschützes dort, wie ein Lustftück, und den Tod, wie das Wort: schlaf wohl bis Morgen? Das konn-

konnten wir, weil wir wollten. So will ich jetzt auch sagen: der Wunsch in meinem brennenden Herzen ist nichts! ich will etwas anderes wünschen! Ich will an etwas anderes denken, nur daran nicht, was ich wünsche. Ich stemme mich mit übermenschlicher Stärke dagegen, und — Ich kann zuweilen entsetzliche Wünsche thun; als ich wollte, ich wäre noch zwischen dem Donner des Geschützes, dem Geheul des Todes. Es galt eine Welt. Ich konnte es überwinden, und jetzt, o ich erröthe vor Schaam! kann ich die leise, schmeichelnde Stimme der Liebe nicht besiegen, einen Traum nicht, das Bild einer schönen Minute nicht. Armer Junge, ich bin auch nicht glücklich.

Wir kamen hier an. Ich führte das kleine Häufchen Freiwillige, die hier aus der Stadt waren, in die Stadt. Das Freudengeschrei des Volks empfing uns; das öffnete und hob die Herzen und gab ihnen ein Recht zu jeder Hoffnung.

Zwölf junge Mädchen empfingen uns, und brachten uns Eichenkränze, die wir wohl verdient hatten. Aber alles war ja nur ein armes Schauspiel.

Wir hielten. Thränen hingen in unsern

Au-

Augen, die kein Schauspiel waren; denn wir wußten, was wir verdient hatten.

Ein Mädchen, schön wie dieser Tag, stand an der Seite meines Pferdes, und reichte mir im Namen des dankbaren Vaterlandes den Eichenkranz mit einer kleinen Rede, deren schönste Figuren aber die Thränen in ihren hellen entzückten Augen waren.

Sag', mußte ich sie nicht lieben, des Tages willen, des Kranzes, der sich in den Myrthenkranz der Liebe verwandelte, ihrer Thränen, ihrer Rührung willen. Meine Thränen floßen mild. Sie konnte vor Thränen nicht reden. Des Volkes jauchzende Stimme sprach Amen zu unserer Liebe. Sag', was Du willst, eine Stimme vom Himmel, die in meinem Wesen erklang, sprach Amen.

Ich reichte ihr die Hand, der Eichenkranz fiel auf unsre verbundene Hände wie ein Symbol des ewigen Gelübdes der Liebe.

Sag', mußte ich Sie nicht lieben? Aber es war ja nur ein Schauspiel, aus dem mein und ihr armes Herz Ernst machte.

Und wenn Du nun nach einem solchen Tage, an dem Du in den schönsten Träumen das geliebte Mädchen in eine Hütte in ein einsames Thal führst, sie als Dein Weib siehst,

als

als die Mutter Deiner Kinder, wenn Du nun nach einem solchen Tage mit dem Mädchen Abends auf einem Balle tanzest, denn die Stadt gab einen Ball, wenn Du Deine Arme um den jugendlich schönen Leib drückend schlingst, die volle Brust voll Sehnsucht an Deinem Herzen schlägt, ihr Auge mit heißer Sehnsucht auf Dein Auge voll Liebe sich heftet, ihre Hand der Deinen den heißen Händedruck erwiedert, und Du dann mit ihr in den erleuchteten Garten gehst, Dich mit ihr in den dunkelsten Gang verirrst, wo Du nichts hörst, als Deine Seufzer und ihre, und von nichts redest, und sie nichts redet, als von der erhabenen Empfindung des heutigen Tages, so sey Du, wenn Du kannst, weiser und kälter, und ein besserer Rechenmeister ihres Reichthums und Deiner Armuth, als ich war, und schweig. Ich schwieg nicht. Ich sagte: o Malchen, heute ist für mich der seligste oder der allerunglücklichste Tag! Ich kann den Gedanken nicht fassen, daß dieses Herz — ich legte meine Hand auf ihr schlagendes Herz — nicht mein seyn soll.

Sie schwankte, sie drückte meine Hand auf ihr Herz. Ich sagte ihr, wie ich sie liebte, wie ich sie von nun an ewig lieben müßte, wie der heutige Tag aus der schönsten Täu-

schung

schung die schönste Wahrheit gemacht hatte. Ach, und ihr Herzpochen, ihre Seufzer, ihr Händedrücken gestanden dasselbe. Ach, und da wir einen Fußtritt hörten, so schlang ich meine Arme um sie, meine Lippen drückte ich auf ihren Mund, und ihr Mund säuselte leise: Geliebter!

Es war die Entzückung des ganzen Tages, es war der Wein, der Tanz, die Dunkelheit, die Jugend, wirst Du sagen, die mir das Geständniß der Liebe, ihr das Wort: Geliebter! entriß; aber unserem innersten Herzen wurde es entrissen. Es war darum doch Wahrheit.

Wir gingen schnell weiter der Erleuchtung zu.

Da trat ein junger Mann zu ihr, der sich ihr oft genähert hatte, und brachte ihr ihren Shawl für die Abendluft.

Wer war's? fragte ich.

Gott! sagte sie, sich an mich schmiegend; es ist der Mann, dem mein Vater diese zitternde Hand bestimmt hat.

Ich war wie vernichtet. Welche Hoffnung haben Sie, Malchen?

Keine, als ein sanftes Scheiden zweier

Her-

Herzen, die einen Augenblick lang unaussprechlich glücklich waren.

Keine andere, Geliebte?

Keine andere. Ich kenne meinen Vater. Keine andere! und so sey dieses die letzte Sekunde meines Glückes. Sie drückte meine Hand an ihre Brust. Und das letzte Wort: Lebe wohl, Geliebter!

Sie ging zu ihrer Mutter. Der Traum war ausgeträumt.

Denke, sagte ich auf dem Rückwege, es war ein Traum!

Den andern Tag begegnet mir der Mann, dem sie bestimmt war, auf einem einsamen Spaziergange um die Stadt.

Was kann der Glückliche dafür, denk' ich. Aber da erzählt er mir von den Nibelungen, gegen die die Ilias wie nichts ist. Spricht von den Fehlern, die Blücher und Wellington gemacht, von Platos Republik, die in Frankfurt wirklich werden müßte, wenn nur Leute da wären, die das Prinzip des Staats verständen, erzählt mir mit blitzenden Augen, daß Tasso und Dante die Poesie der Politik begründet hätten, die beiden ewigen Partheien des Menschengeschlechts, die Welfen und Gibellinen und Ariosto sey ihr Indifferenz-Punkt.

Guter Gott! rief ich, und legte die Hand auf mein zerrissenes Herz.

Das Uebrige, daß wir auf halben Sold gesetzt wurden, daß ich mein theures Pferd verkaufen, meinen noch theureren Bedienten, der nun ein Bettler wurde, abdanken mußte, daß ich fast selbst ein Bettler bin, that mir fast wohl. Was sollen mir die Trümmer, wenn der Pallast verwüstet ist.

Mein Großvater, und mein Vater starben für Malchens Oheim. Ich wurde dadurch ein Bettler, ihr Vater wurde reich dadurch. O, das weiß Niemand als ich. Auch soll es Niemand wissen. Ich habe sie seitdem nicht wieder gesehen, das habe ich über mich erhalten. Nun dann, bin ich glücklich, mein Freund? Lebe wohl! lebe wohl!

Obrist Harley an Herrn Walther.

Auf dem Weinberge.

Die Liane schlingt sich um alle unfruchtbare Bäume, entzieht ihnen den Saft, und zerstört sie. Nur die fruchttragenden Bäume verschont sie. Das Unglück fällt alle Menschen an, gute und böse. Mann könnte sagen, die guten mehr. Sonst sagte ich stolz: mag es seyn! desto höher

Bayerische
Staatsbibliothek
München

erhebt der Gute sein Haupt in die Himmel, wohin keine Liane hinauf kriechen kann. Aber, zum Henker! das Unglück kriecht, so hoch der Mensch sich erheben kann. Nur der Unglückliche kann das Glück schätzen! sagte ich sonst, und dergleichen mehr; aber ich möchte den Weisen, der an eine Galeere geschmiedet — Gott bewahre, die Haut schaudert mir! Ich stand einmal dicht d'ran, wenn nicht Bosse — Ich habe den Sohn!

Ich bin Mäuschenstill und sage kein Wort mehr, seit ich den stillen und lauten Jammer in den Paar Häusern übersehe, in meinem und in dem Hause meines Bruders. Neulich war ich auf dem höchsten Thurme der Stadt, und sah auf die tausend Dächer herab. Barmherziger Gott! rief ich schnell ergriffen von dem Gedanken: wie viel Elend mag unter den Dächern hausen!

Ja wohl, sagte der Kirchenvogt, der mich hinauf gebracht hatte: der Hungrige!

Der Satte, der Uebersatte!

Das Haus mit den schwarzen Schiefern ist das Gefängniß.

Gott, die Unschuld in Ketten, auf der Galeere, auf der Folter der Schande, und das Verbrechen in der Marter eigener Schuld!

Und

Bayerische Staatsbibliothek München

Und ich, der ich kein Dach über mir habe als den heitern Himmel, strecke meine Arme auch nicht mit dem Lobgesange des heiligen Ambrosius empor. Die Magnetnadel unsres Schicksals zeigt auch auf den harten, kalten unfreundlichen Norden. Amen!

Der Kerl neben mir wußte nicht, was er mit meiner Begeisterung machen sollte. Er zog den Hut, und sagte wie die Gemeinde unten: Amen!

Aber es ist dennoch wahr, ob ich gleich über sein Amen lachen mußte. Denn sieh', seit ich in dem Hause meines Bruders, und auch ein wenig in seinem Innern zu Hause bin, sehe ich erst, wie wenig Hoffnung sein Sohn und seine Tochter, und meine Adlernase haben, glücklich zu werden.

Ich hätte besser gethan, alle diese Geheimnisse nicht an's Licht gezogen zu haben. Denn Malchen heftet nun, wenn ich komme, ihr geduldiges Auge hoffend auf mich, und mein Herr Sohn wirft ein Paar Worte hin, daß Hoffnung von allen Uebeln das schlimmste sey.

Denn seit ich mitten in meinem verlornen Paradiese throne, kam mir das Ding so leicht vor, und so platzte ich denn gegen Malchen, die mich auf ihr Zimmer an Franzens Fenster

führte, heraus. Es war gerade der Tag, da ich mich mit Marien vor dem Sterbebette ihres Vaters verlobte.

Sieh', liebes Malchen, sagte ich mit nassen Augen: wer heute mit mir einen Bund schließt, hat mein Leben gewonnen, für den setze ich Leben, und alles was ich bin und habe d'ran. Hast Du etwas auf dem Herzen, so mach' Du das rothe Kußschnäbelchen auf, und Du kannst auf mich rechnen. Aber vergeht die Stunde, so ist sie dahin.

Sie sah entsetzlich ängstlich im Zimmer umher; schlug Knipschen, stampfte mit dem Fuße, vergoß Thränen, öffnete den Mund, verschloß ihn wieder, und da ich endlich in die Uhr sah, und zur Thüre ging, da hob sie an.

Sie erzählte mir eine verwirrte Geschichte von Eichenkränzen, Ball, Illuminazion, aus der denn doch hervorging, daß sie meinen Pflegesohn recht von Herzen liebte; daß aber ihr Vater —

Ich bin Bossens Vater. Ist's das Geld? ich bin reich.

Geld nicht allein.

Ist's der Rang? Ich habe Einfluß auf das Gouvernement.

Das auch; aber nicht allein.

Was noch?

Des Vaters fester, unbeweglicher Sinn. Ach den Sie nicht kennen, Herr Obrist.

Und die Mutter? der Bruder?

Ach die — wåren wohl für mich. Der Bruder selbst war in einem åhnlichen, unglückli- chen Handel verwickelt, — und nun ein heisser Thrånenstrom, der mich so muthig machte, daß ich alles für sie zu wagen versprach.

Mein ehrlicher Bosse hat das Mådchen nicht wieder gesehen, und auch sie ihn nicht. Aber die zwölf Stunden, die sie sich gesehen, hatten die Liebe so tief in ihre Herzen gewurzelt; daß es — kurz ich versprach zu thun, was möglich wåre.

Ich ließ mir des Bruders Unglück ein we- nig auseinandersetzen, und hier hing die Sache noch viel seltsamer.

Denn sieh', mein Herr Bruder, der Kaiser Konstantin, der die strengste Weisheit selbst ist, der die Stirn mit Furchen pflügt, wenn ein junger Mensch das Auge blitzend aufschlågt, eben dieser setzt sich zu seinem Neffen hin, er- zåhlt, daß ohnfern von seinem Weinberge in ei- nem Garten die Liebesgöttin selbst wohnt. Sei- ne Worte sind Flammen. Er sagt dem jungen Menschen, der in der Einsamkeit erzogen ist,

den halben Petrarka her, aus Schillers Max und Tekla ganze Seiten, umspinnt den Garten, worin das Mädchen haust wie eine Göttin, mit Morgenröthe und Regenbogen, mit dem romantischen Zauberlichte der Liebe, und setzt dann väterlich hinzu: aber geh' nicht in die Gegend; denn Du würdest sie lieben.

Der arme blöde Junge hat nichts eiligeres zu thun, als das zu sehen, was den ernsten Oheim so begeistern konnte. Er geht; aber er hat das Herz nicht, das Mädchen zu sprechen.

Der Oheim hat nun eine kleine Summe an die Mutter des Mädchens zu zahlen. Ganz kalt gibt er dem Neffen den Auftrag, das Geschäft abzumachen. Der Neffe, schon die Brust voll Liebe, ehe er das Mädchen gesehen, fliegt dahin, bleibt erstaunt vor der Liebesgöttin stehen.

Die Mutter ladet ihn so freundlich ein, zu bleiben, wieder zu kommen.

Der junge Mensch kommt wieder. Es ist der erste Jüngling, den das Mädchen sieht; obendrein ist er ein hübscher Junge, um dessen Augen alle Zauber der ersten Liebe brennen, und das Mädchen empfängt ihn mit einer Unschuld, mit einer Freundlichkeit, die zum drittenmale schon Liebe ist.

Der Neffe verschweigt dem strengen Oheim die neue Welt der Liebe, die ihm aufgethan ist. Der Oheim erwähnt des Mädchens gar nicht wieder. Die Mutter aber schürt fleißig die Flamme auf. Der junge Herr nimmt das liebliche, unschuldige Engelswesen an seine Brust, schwört beim Sternenschein ewige Liebe, empfängt Handschlag, Kuß und Ring.

Die Mutter wird der Liebe Vertraute. Sie gibt Hoffnungen, welche die beiden arglosen Seelen so gern glauben. Nur sein Vater darf nicht ein Wort erfahren. Die Mutter ist seiner endlichen Einwilligung gewiß.

Das alles erzählte mir Malchen nicht. Denn der Oheim war sehr behutsam zu Werk gegangen. Selbst der Geldauftrag hatte durch einen andern gehen sollen als durch den Neffen.

Aber daß mein Bruder mit im Spiele war, das war unbezweifelt, und da der Garten des Mädchens nahe beim Weinberge liegt, so wollt ich wissen, was Kaiser Konstantin für Gründe hat, sich in so kindische Händel zu mischen. Ich gehe also Vormittag, wo der Liebhaber auf dem Gouvernement arbeitet, nach dem Garten; aber vom Wege ab in einen dichten Lodenschlag von Rüstern, um erst Haus und Garten, und vielleicht Mutter und Tochter zu sehen.

Der

Der Eingang des Gartens war dicht an dem Gebüsch. Mit dem ersten Blick in den Garten erkenne ich meinen Bruder, der mit der Mutter des Mädchens daher kommt, in einen weiten Oberrock gehüllt, einen großen, runden Schifferhut tief in die Augen gedrückt.

Ich ducke mich ins Gebüsch, und beide treten in die Thüre.

Er sagt: ja verschwiegen wie das Grab, Frau Walsin, und mein Name muß gar nicht genannt werden! Mein Neffe muß mit Adelaiden allein seyn, so viel er will; nur müssen Sie in der Nähe seyn, und das junge Paar muß hören, daß Sie in der Nähe sind. Und prägen Sie es dem jungen Menschen tief in die Seele, täglich, daß er die Geliebte ganz gewiß verloren hat, wenn er des Mädchens heilige Unschuld nur mit einem Gedanken antastet; daß ich nicht undankbar bin, wissen Sie; aber bei Gott, ich ziehe meine Hand von Ihnen und von Ihrem Sohne ab, wenn mein Name nur genannt wird.

Nun ging er, das Gesicht in den Oberrock verbergend, auf Abwegen nach einem Wagen, der ihn erwartete.

Ich ging auch, und in der That, ich wußte nicht, was ich glauben sollte.

Am andern Morgen ging ich in den Garten, fest entschlossen, zu wissen, was meinen weisen Bruder das Mädchen anging.

Ei guten Morgen, Frau Walsin! sagte ich freundlich. O wie verlangt mich, Adelaiden endlich wieder zu sehen!

Die Frau sah mich erstaunt an. Meine Tochter? sagte sie.

Nun freilich — Ihre Tochter, Adelaiden. Sie kennen mich nicht. Auch das ist gut, Frau Walsin. Ich bückte mich vor ihr Ohr und sagte leise: ich komme von dem Hofkammerrath Sander. Ists denn auch wahr, liebt der junge Mensch Adelaiden, liebt sie ihn? Ists wahr, was mir sein Oheim versicherte?

Die Frau blieb mit off'nem Munde stehen.

Wir sind Ihnen vielen Dank schuldig, liebste Frau, und Ihres Sohnes Glück ist gemacht, wenn Sie nur schweigen, nur schweigen. Der Vater muß zuletzt seine Einwilligung in die Verbindung der beiden lieben Kinder geben.

Wissen Sie denn —

Was wollt ich nicht? wie können Sie so fragen? Ich mußte es ja vor allen Dingen wissen. Heute kam ich an. Herr Sander sagte mir, er wäre erst gestern hier gewesen. Freilich darf Er

sich

sich hier nicht oft sehen lassen; aber mich kennt Niemand.

Um Vergebung, wer sind Sie denn?

Obrist Harley. Ich wohne eben der Nähe willen auf des Kammerraths Weinberge. Aber sagen Sie mir, hats mit der Liebe der beiden jungen Leute auch gewiß seine Richtigkeit?

Wir setzten uns, und sie erzählte mir, wie unendlich die beiden jungen Leute sich liebten.

Aber, hob ich wieder an: wissen Sie denn eigentlich, wer Adelaide ist?

Sie lächelte, wiegte den Kopf hin und her, und sagte: freilich, soll ich's nicht wissen; aber Adelaide geht den Herrn Hofkammerrath nahe an, sehr nahe, am nächsten in der Welt.

Gesagt hat er es Ihnen gewiß nicht!

Nein; aber seine Liebe zu dem Kinde, er nennt sie sogar seine Tochter, obwohl sie ihn nicht unter seinem rechten Namen kennt.

Nun erzählte mir die Frau, daß der weise Hofkammerrath vor seiner Ehe ein schönes Mädchen unbeschreiblich geliebt habe. Aus dieser Verbindung, die freilich die Kirche nicht eingesegnet hatte, sei Adelaide geboren. Die Mutter, denn die Frau wußte nicht alles, habe der Schmerz über meines Bruders Untreue an den Rand des Grabes gebracht. Eine lange heftige Melancho-

lie

sie habe die Mutter unfähig gemacht, ihre Tochter zu erziehen. Der Vater bringt die Tochter nach Wezlar und läßt sie dort unter der Aufsicht der Frau Walsin vortrefflich erziehen. Adelaidens Mutter, eine junge höchst reizende Frau, und von gutem Stande, wobei ich mächtig den Kopf schüttelte, aber die Frau wiederholte mehreremale von gutem Stande, besucht von Zeit zu Zeit ihre Tochter.

Die Thränen traten der Frau in die Augen, da sie von Adelaidens Mutter erzählte, mit welcher unendlichen Liebe sie an ihrer Tochter hinge.

Adelaide weiß, daß es ihre Mutter ist.

Haben Sie, fragte ich heftig: Adelaidens Mutter und den Kammerrath zusammen gesehen?

Er bringt die Mutter ja jedesmal. Die edle Frau hängt noch an ihm gewis mit vieler Liebe; der Herr Hofkammerrath ist, wie Sie wissen, ein wenig kalt, ausser gegen seine Tochter.

Nun entdeckt ihr mein Bruder, daß er willens ist, Adelaiden mit seinem Neffen zusammen zu bringen. Der ehrsame Herr muß sich entschliessen, dem Neffen das Mädchen als eine Liebesgöttin zu malen, und so sein Herz in Bewegung zu bringen. Frau Walsin erhält ihre Verhaltungsmaßregeln, wenn der junge Herr

kommt.

kommt. Adelaide weiß von nichts, und alles gelingt.

Das alles erzählt mir die Frau, und dann sah ich Adelaiden selbst, die himmlischste Unschuld mit allen Reizen der Grazien ausgestattet, die nur wie fallende Blüthen um sie her schwebten.

Ich ließ mir von dem theuren Mädchen ein wenig von ihrer Erziehung erzählen. Ich hätte meinem kaiserlichen Bruder nicht zugetrauet, daß er sich so gut auf der Weiber Kopf und Herz verstanden. Aber dennoch ging ich grimmig auf und ab, grimmig zürnend, daß er die Mutter, die er doch geliebt hat, die er verführte, dem Reichthum aufopferte, den er mit seiner Frau erheirathete. Und nun sollst Du hören, wie diesen Mann, der die Treue brach, von der Untreue redet, als sey sie das höchste Verbrechen, das ein Mann begehen kann; wie er streng und unerbittlich zu Gericht sitzt über die Unbesonnenheit der Jugend! O Heuchelei! es ist mein Bruder! O zum Teufel! ich wollte, er hätte die Zimmer, wo ich athmete, wo ich glücklich war, zerstört. Und dennoch liebe ich ihn! dennoch! wenn ich sehe, wie er liebt, Weib und Kind, und Alles um sich her, wie streng seine Redlichkeit, wie still seine Wohlthätigkeit. Ich wollte, ich hätte die Frau Walsin nicht gesehen.

Ich

Ich erzählte nun der Frau Walsin ganz trokken, daß ich von der ganzen Sache nichts gewußt, daß ich aber mich für das Glück der jungen Leute eben so herzlich interessire als Adelaidens Vater. Ich gab ihr mein Wort, ich würde schweigen. Die Sache war einmal geschehen. Sie, das sah ich wohl, mußte schweigen, und so ging ich auf meinen Weinberg zurück, und überlegte, daß ich nichts thun konnte. Und heute, nach guten vier Wochen, sehe ich nicht mehr, wie die Sache anzugreifen ist. Adelaiden überlaß ich ihrem Vater; aber meine arme Amalie, die auch ein Engel ist, und die stolze Adlernase, der dem Vater nicht ein gutes Wort um die Tochter gäbe, und der jetzt, da ich alles weiß, nicht mehr vor dem Fenster Franzens und Amaliens vorüber zu bringen ist —

Wenn ich auch nun hervorträte aus meiner Wolke: was hilfts? Mein Bruder ist unbeweglich, unbeweglich!

Obrist Harley an Herrn Walther.

Vom Weinberge.

Nun gilts! O gütiger Himmel, nun gilts! Ich habe mich eingenistet in den beiden Häusern

sern meiner Brüder. Ich darf ein Wort mitreden. Und so redete ich neulich.

Malchen hat blasse Wangen, mein Freund. Ich sehe zuweilen verstohlne Thränen in ihren Augen. Sollte nicht Ihre Absicht mit Malchen —

Mag wohl seyn, Herr Obrist. Es sind Nachwehen meiner Thorheit.

Ihrer?

Ja, meiner. Wie vor einem Jahre die Freiwilligen hieher zurück kamen, da sollten zwölf junge Mädchen den Freiwilligen Kränze entgegen tragen. Amalie sollte nicht, ich wurde überstimmt. Sie gab den Eichenkranz einem jungen Freiwilligen, und die Szene, die schon rührend war, machte einen tiefen Eindruck auf des Mädchens Herz, den der Ball, auf dem sie mit dem Ritter vortanzte, wohl verstärkt hat. Ich hätt's nicht zugeben sollen, weil ich so etwas vorher dachte. Sehen Sie, da gabs blasse Wangen und Thränen, was aber ärger wurde, seit Sie sich des jungen Menschen annehmen, und noch ärger, seit Sie der Freund meines Hauses wurden. Ich kann Ihnen also sagen, Herr Obrist, daß Malchen keine Hoffnung zu ihren Thränen hat.

Der junge Mensch ist ein edler Mensch.

Das weiß ich; denn ich bin Vater. Ich weiß, daß sie sich nicht wieder gesehen haben seit dem Balle.

Stellen Sie den Mann, dem Malchen bestimmt ist, gegen meinen jungen Freund.

Das habe ich; denn ich bin Vater. Nun mag er, Mann gegen Mann, leicht im Dunkeln stehen. Aber stellen Sie neben den jungen Menschen mit seinen Mode-Thorheiten seinen ehrwürdigen Vater, seine treffliche Mutter, seine höchst achtungswerthe Familie. Glauben Sie mir, so etwas gilt viel, sehr viel, oft mehr, als der Mann selbst.

Wenn Sie es so nehmen.

Es ist die Frage, ob der Vater es anders nehmen darf. Er ist reich. Auch das ist viel, trotz Ihrem Lächeln. Er ist ein gutherziger, sehr redlicher Mensch, von reinen Sitten, trotz seinen Polaritäten, die ich ihm lieber nachsehe, als ein wildes geniales Leben. Ich kenne ihn seit zwanzig Jahren, und das ist wieder recht viel, so viel, daß ich Sie bitten muß, Herr Obrist, d'ran zu denken, daß das häusliche Verhältniß zwischen Vater und Kindern, jedem Fremden, dem Bruder sogar, heilig seyn muß. Und heute über acht Tage bitte ich Sie zu Malchens feierlicher Verlobung mit ihrem Bräutigam.

Das

Das sagte er und ging.

Ich mochte sauer sehen, so viel ich wollte: er hatte nicht Unrecht. Aber ich bin fest entschlossen, heute noch einen Versuch zu machen, und hilft das nicht, ihm zu sagen: ich bin Theodor! Ich bin Dein Bruder Theodor!

Alle Teufel, lieber Ludwig! Ich hatte meinen Bruder auf dem Weinberg heute eingeladen. Der Regierungsrath war noch nicht hier gewesen. Er kam. Hier wohnte, sagte er sich umsehend: mein jüngster Bruder, Herr Obrist, ein Mann, den Sie kühn neben Ihren jungen Ritter hätten stellen können, dem auch jede Regel, jede bürgerliche Ordnung eine Fessel schien. Ein gewiß hoher, edler Geist bewegte sein Inneres zu jeder Tugend. Er haßte jeden Zwang, und so, vielleicht das Spiel von Betrügern, ging er der Welt verloren. Er verschwand auf einmal, und das dunkele Gerücht ging sogar, er hätte eine Geliebte, eine — merken Sie das wohl, Herr Obrist — eine mit unendlich heißer Leidenschaft, geliebte Braut verlassen. Wer weiß, was ihn weggetrieben? Etwas Unedles gewiß nicht; aber doch verließ er ein Mädchen, gab sie dem Elende, dem Gram, dem Tode

Preis,

Preis, sagte nicht seinen Brüdern, nicht seiner edlen Tante ein Wort. Denn sehen Sie, so eine hohe Liebe verliert am Werth, wenn eine bürgerliche Form sie einweiht.

O wie hart drückte er den scharfen Stachel des Vorwurfs durch meine Seele! O Marie!

Ich mußte fort um mich zu erholen. Ich stürzte heftig in Mariens Schlafzimmer.

Aber eben diese Scene gab meinem Plane den Stein der Wahrheit.

Ich riß in dem Schlafzimmer mit lautem Geräusch meinen Koffer auf, fluchte dazwischen, warf alles aus dem Koffer an den Boden, bis er den Kopf in die Thüre steckte, und fragte, was mir wäre?

Mein Gott! rief ich: ich suche ein Papier, ein Papier, vielleicht, o guter Gott! höchst wahrscheinlich von eben diesem Ihrem Bruder, der in Spanien an meiner Seite gefochten hat, der — aber er hieß nicht Sander, sondern Gotthard, den er aber angenommen hatte. — Ich bin in einer Verwirrung ohne Gleichen! aber es ist gewiß Ihr Bruder. Theodor war sein Taufname. Wie konnte ichs vergessen? Himmel! wo ist das Papier? Denn auch eben der junge Ritter, wie Sie ihn nennen, auch der Name trifft zu, so viel ich mich erinnere, Bosse.

Ich riß eine Schreibtafel auf, und rief: hier ist es!

Es war ein Brief an den Obrist Harley von Theodor Sander, den ich eben erst auf eine leere Seite eines Briefes geschrieben hatte. In dem Papier stand das Wasserzeichen: Madrid.

Ja, rief ich: Theodor Sander. Ist das Ihres Bruders Hand?

Er erkannte sie.

Er las den Brief mit großer Bewegung. Er enthielt die Geschichte meiner Flucht, die großmüthige Aufopferung des Polizeidirektors, der mir durch seinen Sohn den Paß schickte, um mich von der Galeere zu retten, mit der Bemerkung, daß der edle Polizei-Direktor für mich im Gefängnisse gestorben, und sein Sohn ein Bettler geworden sey.

Er las und las wieder.

Mein Gott! rief er: lebt er? lebt Theodor?

Ich zweifle! sagt' ich, denn nun würde er doch wohl erschienen seyn, wenn er lebte.

Er las wieder. Ihn zu retten, wagte der Polizei-Direktor seinen Kopf, und sein Enkel ist d'rum ein Bettler? Seltsames Verhängniß!

Er legte den Finger an die gerunzelte Stirn,

Stirn, drückte die Lippen aufeinander, betrachtete mich, dann das Papier, hielt es gegen das Licht, und sagte: Madrid. Seltsam! recht sehr seltsam! Wie kamen Sie zu Ihrem jungen Ritter?

Ich erzählte ihm ein ganz wahrscheinliches Mährchen.

Auf einmal fragte er mich heftig: weiß der junge Mensch die Ursach von seines Vaters Unglück?

Ich vermuthe fast, ob ganz, wie wir, weiß ich nicht. Mein Ritter klagt nicht gern.

Nun ging mein Bruder den Weinberg auf und ab, las den Brief recht oft, und dann bat er mich, ihn auf eine Stunde zu begleiten. Wir fuhren auf die Polizei. Mein Bruder ließ sich die Akten von dem Jahre meiner Flucht geben. Er las sehr eifrig, dann legte er die Hand tief nachsinnend an die Stirn, schüttelte den Kopf, und sagte: es ist leider alles wahr. Wo ist der Enkel?

Wir fuhren dahin.

Ihr Vater, lieber Herr Bosse, hob mein Bruder sehr ernst an: rettete meinen Bruder von dem schrecklichsten Schicksale, von den Galeeren. Wissen Sie darum?

Meine Adlernase erzählte die Begebenheit

einfach, ohne aber seines Vaters hartes Geschick zu berühren.

Wissen Sie denn, was für Ihren Großvater und Vater daraus entstand.

Der junge Mensch maß mich von oben bis unten mit unmuthigem Stolze. Dann sagte er trotzig: ja! Mein Großvater büßte mit dem Leben für eine edle That, mein Vater verlor sein Vermögen.

Sie lieben meine Tochter?

Herr Obrist, rief der junge Mensch bitter: Sie haben mir mein Geheimniß abgedrungen; aber ich gab Ihnen den Auftrag nicht, es zu mißbrauchen. Wenn das Großmuth ist, so ist es Großmuth auf meine Kosten.

O fahr du in den Himmel, Hitzkopf. Das alles weiß Malchens Vater nicht von mir. Zeugen Sie mir, sonst fordert er mich, seinen Vater.

Hier warf sich der junge Mensch an meine Brust.

Und, junger Mann, fuhr mein Bruder fort: und Sie sagten mir nicht, welche Verbindlichkeit meine Familie Ihnen hat?

Mir?

Ja, Ihnen! Ihnen! wenn das Großmuth ist, so war es Großmuth auf meine Kosten.

Hier

Hier stürzten Thränen aus meines Bruders Auge. Aber, hob er unter den Thränen wieder an: Großmuth ists, nicht wahr, Herr Obrist, edle, hochmüthige, heldenmäßige Großmuth. Ich gebe Ihnen meine Tochter, und den Theil von Theodors Vermögen, wenn er tod ist. Ich kann Ihnen Ihres Vaters Leben nicht bezahlen, als mit dem Namen Sohn.

Sieh' Ludwig, da sah ich doch den jungen Löwen einmal recht höflich mit dem Schwanze wedeln.

Aber ich fiel an meines edlen Bruders Brust, und mischte meine Thränen des Unrechts, der Reue mit seinen Thränen der Großmuth.

Nun aber kam Bedingung an Bedingung. Der junge Mensch sollte sich erst anstellen lassen, sollte erst dieß und das. Da aber warf ich mich dazwischen, und rief: erst Hochzeit! und dann alles was Ihr wollt. Und da sich der Ritter an des Vaters Brust warf, und zeigte, daß er den Heineccius auswendig wußte, da fragte der Vater, wie machen wir es denn, Herr Obrist?

Da fuhren wir zu Malchen, und ich stahl mich mit dem jungen zahmen Löwen Trepp auf in Malchens Zimmer, und Malchen erröthete

so

so schön, da er nach alter Rittersitte vor ihr kniete, und erröthete noch schöner, da Vater und Mutter die lächelnden Gesichter ins Zimmer steckten.

Er der Gustav wurde tumultuarisch eingeladen, und da der Brief von Theodor vorgelesen, das Wasserzeichen im Papier: Madrid, betrachtet, ich über die Kennzeichen Theodors, ob's der Rechte auch sey, abgehört war, da rief Gustav voll bewegter Freude: er sey nun todt, oder lebe noch, so sage ich jetzt von ganzem Herzen: Gott sey gelobt! denn ich dachte etwas viel Schlimmeres von ihm. Und da er sich mit seinem Bruder über das, was er viel Schlimmeres von mir gedacht, verständigt hatte, in einem langen flüsternden Gespräch: da legten die Herren ihre strenge Reichsbürgerlichkeit unter der allgemeinen Freude, die uns alle im Saal umher wirbelte, ab.

Ich saß zwischen beiden Liebenden, als ihr Schützer und Retter, und mit einem gewissen Stolze saß ich da, verglichen mit Gustav, dem ich es nun ruhig überließ, sein Liebespaar in den sichern Hafen hineinzusteuern, wie ich mein Paar.

Der Verlobungstag wurde über acht Tage bestimmt und acht Tage früher gefeiert, noch den-

denselben Abend; und jetzt, da ich Dir dieses schreibe, ists Mitternacht desselben Tages und mein Ritter, der schlechterdings mit mir nach dem Weinberge gehen wollte, um einen Menschen zu haben, dem er seine Freudensprünge vormachen darf, steht jetzt auf der Höhe im Weinberge, und bläßt auf der Flöte, und singt, und jauchzt den Sternen zu, wie selig der Himmel den Menschen gemacht hat. Ach, wir sollten eine solche Stunde nie vergessen, um mit dem Geschick nicht zu hart zu hadern, wenn's dunkel vor uns steht. O Marie! Marie! denn war ich nicht vor sechszehn Jahren hier so selig wie er? O Marie! Marie! o jauchze nur, edler Junge! Zieh' deine ganze Brust voll Seligkeit, und denke, sie ist ewig, ewig wie deine und meine Liebe! Lebe wohl!

Obrist Harley an Herrn Walther.

Errathe das Ende, wenn du kannst, Ludwig. Ich will Dir's nicht eine Minute früher verrathen. Ein Paar Tage drauf waren wir bei Gustav. Da nahm mich Gustav in ein Nebenzimmer und hob ernst und verlegen an: ich sehe, Herr Obrist, Sie verstehen so einem armen Paare von Liebenden besser zu helfen, als

ich;

ich; Sie verstehen den Augenblick, den rechten, so zuzuspitzen, daß er durch Herz und Seele geht. Sie haben gethan, was ich bei meinem Bruder für unmöglich hielt. Ich habe auch ein junges Paar; aber das regt und bewegt sich nicht. Ich wollte Sie bitten, sich eines lieben Paares, das unter meinem Schutz steht, sich ein wenig anzunehmen. Es ist ein ganz vollkommenes Geheimniß.

Etwan das Geheimniß von Ihrem Neffen und Adelaiden? fragte ich lächelnd.

Ihm blieb das Wort auf den off'nen Lippen hängen. Ich fuhr fort: Sie haben recht pfiffig den jungen Menschen in das Zuggarn der Liebe verwickelt, und die Frau Walsin hat ihre Maaßregeln recht geschickt befolgt. Die jungen Leute lieben sich unaussprechlich, und Ihre Erziehung Adelaidens in Wezlar ist ein Meisterstück. Adelaidens Mutter —

Halten Sie mit dem Teufel zu, Herr Obrist? sagte er ganz erstaunt. Meine Frau sagte ohnehin heute, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe. Sie haben den jungen Bossen an sich gezogen, denselben Abend, da Sie hier ankamen. Sie wissen seine Liebe, die er Ihnen verbirgt; Malchens Leiden, und dann haben Sie à tempo den Brief dazu, der alles entschei-

scheidet. Wahrhaftig, wenn Sie nicht ein Zauberer sind, so —

Ich kenne den Liebeshandel Adelaidens, den Sie angesponnen. Ich kenne die Frau Waßsin, Adelaiden —

Adelaiden? wer ist die denn?

Adelaide ist eine sehr nahe Verwandtin von Ihnen, eine sehr nahe.

Nein, das wird ernsthaft! sagte er auffahrend mit sehr ernsten Blicken: das wird sehr ernsthaft! Herr Obrist, und wie können Sie lächeln? Sie wissen also, daß Adelaide meines Bruders Tochter ist?

Nun war die Reihe an mir zu erstaunen. Ihres Bruders Tochter? wie nehme ich das? Ist denn sein Sohn nicht sein Sohn? Ich starrte ihn an.

Nein, Theodors und Mariens Tochter.

Sieh' Ludwig, es war als deckte eine finstere Wolke mein Auge, als griffe des Todes eiserne Faust in meines Lebens feinstes Gewebe, als hätte ich nicht Zeit zu sagen: ich bin's. Ich wollte rufen: Marie! Ein Donnerrauschen betäubte meine Stimme, lähmte meine Zunge, mein Auge, mein Leben. Ich schrie mit dem Zetergeschrei des Todes den Namen: Marie!

und

und mit dem Wort stürzte ich ohnmächtig zu Boden.

Wie lang das dauerte, weiß ich nicht. Ich erwachte, und fand ihn mit mir beschäftigt, mir die Halsbinde aufzumachen.

Ich sprang auf und rief: wo ist sie? Wo ist Marie? o Jesus, mein Erbarmer! wo ist sie? Reden Sie, um Gottes Barmherzigkeit willen! wo ist sie?

Herr Obrist, rief er: was fangen Sie an? Besinnen Sie sich. Es ist meines Bruders Tochter, Ihres Freundes Tochter, Theodors Tochter. Die Marie war seine Geliebte, seine Braut. Krüdener hieß ihr Vater.

Ich bin Theodor! Ich bin Ihr Bruder! Wo ist meine Marie? Wo ist sie? Mein Wagen steht vor der Thüre.

In Willsheim. Theodor! Geliebter Bruder. Ja, du bist's. Schon längst erkannte ich ja Deine Stimme. Ja, ich will mit Dir. Sie lebt. Sie liebt dich, Theodor! mein Bruder Theodor!

Aber ich hörte auf das alles nicht. Ich zog ihn mit unbeschreiblicher Stärke in das Zimmer, wo die andern waren.

Alles sprang vor Schrecken auf, da sie uns erblickten, mich mit dem todtenfarbigen Gesicht,

und

und ihn seine Arme mit dem Geschrei: Theodor um mich schlagend.

Aber ich zog ihn fort. Er rief nun seinem Bruder zu: es ist Theodor! unser Bruder Theodor! Seine Tochter heißt Adelaide. Dein Sohn weiß alles!

Alles stürzte hinter uns her schreiend. Aber ich hob ihn in den Wagen, sprang nach.

Aus dem Wasserthore! rief Gustav dem Kutscher zu, die Chaussee.

Gallopp! rief ich.

Nun erzählte er mir.

Ich bin fort. Marie wartet auf mich, und da ich gar nicht wieder komme, wendet sich die arme Marie endlich an meinen Bruder, um Nachricht von mir. Sie erzählt ihm alles, sie muß ihm entdecken, daß sie sich Mutter fühlt.

Mit einer himmlischen Güte nimmt er sich Mariens an. Er bringt sie nach Willsheim. Er sorgt für sie mit brüderlicher Liebe, für alle Bedürfnisse, nicht nur des Lebens, sondern des Ueberflusses, der Eleganz sogar.

Er fürchtet, ich habe die Geliebte vorsätzlich verlassen. Das war das Schlimme, was er von mir dachte, und eben darum gibt er der Verlassenen sein ganzes Herz.

Aber der Gram stürzt immer näher und här-

ter an Mariens Seele. Sie willigt ein, daß meine Tochter von Fremden erzogen wird. Er bringt ihr alle Monate einmal ihre Tochter, denn Marie wohnt in ihrer Nähe. Dann macht er den Plan, meine Adelaide mit seines Bruders Sohn zu verheirathen, weil der Jüngling so edel ist und gut. So, o mein edler Bruder! so überwindet er den Ernst seiner Würde, des Oheims, und er lockt selbst den Neffen in meiner Tochter Netz.

Und wenn nun der Vater nicht wollte? fragte ich ängstlich.

Adelaide ist Deine Tochter, o Du weißt immer noch nicht, wie Deine Brüder dich lieben.

Da warf ich mich im Wagen zu seinen Füssen, und zerfloß in Thränen des Danks und der Liebe. Und nun erfuhr ich alles, den ganzen reichen Schatz ihrer Herzen, der im stillen Bürgerleben, und im noch stilleren häuslichen so wohlthätig war, nur nicht glänzen wollte.

Da kamen wir in Willsheim an.

Er ging zuerst allein zu Marien, um sie auf die heftige Stunde vorzubereiten. Er bat mich, ja sie erst auf dem Zimmer im Wirthshause zu empfangen.

End-

Endlich sah ich sie beide kommen. Ich sah an Mariens eilendem Gange, daß sie alles wußte.

Ich kniete, ich betete.

Da kam sie. O wage Niemand das Wiedersehen in der Ewigkeit zu beschreiben. Ich hielt ohnmächtig die Ohnmächtige an meinen zitternden Herzen. Wir sagten nicht ein Wort. Wir schauten uns nur weinend an.

Marie! sagte ich endlich.

Theodor! sie.

So standen wir, die Hände in einander geschlagen, lächelnd, selig, aber stumm da, bis uns're Lippen sich fanden, am spätesten die Worte.

Bist Du glücklich, Theodor, daß Du Deine Marie wieder fandest? fragte sie.

Ich schlug den dankenden, seligen Blick gen Himmel. Da riß sie sich aus meinem Arm, und beugte das Haupt und die Stirn tief vor meinem Bruder. Mein Vater! sagte sie. Theodor, er erhielt Dir Marien!

O mein theurer Bruder! welch Unrecht that ich Dir!

Sie war zu matt, mit uns den Tag zurück zu reisen; aber der Prediger, bei dem sie wohnte, legte noch diesen Abend uns're Hände feierlich zusammen.

Am andern Morgen reisten wir nach B**.

Ein Freudengeschrei aus dem Hause Gustavs empfing uns.

Adelaide war schon dort.

Mein Neffe muß sie alle zu Adelaiden führen. Es wird entdeckt, daß er sie liebt. Aber sie ist ja meine Tochter. Der Vater segnet seine Kinder.

Ich und Marie segneten sie auch.

O meine Tochter! meine Adelaide! o süßer Name, da sie mich zum erstenmal Vater nannte!

Hochzeit! rief mein Bruder; aber ich sagte: Kinder, ich bin so ermattet von einer überirdischen Freude. Laßt mich mit Marien allein auf meinen Weinberg fahren.

Sie mußten es zugeben.

Da trat ich mit ihr wieder in unser Paradies; da führte ich sie wieder an's Fenster vor die untergehende Sonne.

Theo-

Theodor! sagte sie lächelnd: sechszehen lange Jahre, und ein schwerer Schmerz haben an dieser Gestalt zerstörend gearbeitet —

Und haben Dir nicht einen Reiz genommen.

Ja Ludwig, sie ist drei und dreißig Jahre, und dennoch schön — o ihr Reiz war ihre schöne Seele.

Jetzt ist der erste Morgen wieder, den wir erleben. Es ist alles wieder wie sonst. Alles! Alles! Alles!

Jetzt kam sie und fragte so freundlich: was schreibst Du, Theodor?

Von Dir, Marie, und von einem seligen Manne!

Noch stehen immer Thränen in unsern Augen, denn wir sind zu selig.

Da höre ich die Stimmen aller unserer

Freun-

Freunde, die uns besuchen. Adelaide mit off'nen Armen ist die erste.

Adelaide, meine Tochter! O Marie! — O Ludwig! — — Leb' wohl!

Eifersucht bis in den Tod.

Novelle.

Aus dem Spanischen des berühmten Schauspieldichters Lope de Vega Carpio.

Bernardo de Salazar, ein Edelmann von altem Adel aus dem Gebirge von Burgos, hatte sich, weil er in seiner Vaterstadt Jemand getödtet, in das Königreich Valencia begeben und war als Oberhofmeister bei Don Carlos de Borja, Herzog von Gandia, in Dienst getreten. Nachdem er einige Jahre diesem Amte vorgestanden, gewann er die Neigung einer Kammerfrau der Herzogin, und da diese, wie ihr Gemahl, eine Verbindung zwischen beiden gern sah, weil dadurch zwei erprobte Personen an ihr Haus noch fester gebunden wurden, so ward die Vermählung bald gefeiert.

Die Frucht dieser Verbindung war eine Tochter, die, als sie ihr funfzehntes Jahr erreichte, für das schönste Mädchen im ganzen Königreiche Valencia galt. Viele junge Kavaliere am Hofe des Herzogs warben wetteifernd um ihre Gunst, und ließen in ihrem verliebten Eifer nicht nach, obgleich Bernardo de Salazar wiederholt und sehr bestimmt erklärte, er werde von seiner Tochter, die zum Heirathen noch viel

zu jung sey, sich so bald nicht trennen. Ihre Jugend diente ihm aber blos zum Vorwand, alle Freier abzuweisen; denn er hegte insgeheim den Plan, sie mit einem nahen Vetter zu verheirathen, der sehr begütert war und in Aguilar del Campo wohnte. Ueber vierzig tausend Dukaten hatte er von seinen Aeltern geerbt, so daß er zu den Reichsten des Landes gehörte.

Apolonia — so hieß das wunderschöne Fräulein — war nun bereits zwanzig Jahr alt, als endlich ihr Vater ernstlich daran dachte, seinen langen gehegten Plan auszuführen, zu welchem Ende er sich sogleich an einige Blutsfreunde wandte, welche dem reichen Vetter die gewünschte Verbindung ans Herz legen mußten. Schon nicht abgeneigt, sie einzugehen, ward er entschieden dafür bestimmt, als er das Bildniß des holden Kindes erblickte, das der schlaue Salazar ihm durch die dritte Hand hatte zukommen lassen. Nach Verlauf von drei Monaten kam von Rom die erforderliche Dispensation, und in der Zwischenzeit hatte man über die Art und Weise, wie die Vermählung sollte gefeiert werden, das Nöthige verhandelt.

Der Bräutigam war aber nicht von den feinsten Sitten und in seinem Betragen den rau-

rauhen vaterländischen Bergen nicht unähnlich; seine Gestalt und sein ganzes Aeußere waren auch nicht gemacht, ihn zu empfehlen; denn er war sehr klein und dabei auf dem Rücken mit einem Auswuchs versehen, den er für die Folge eines unglücklichen Falles ausgab, diejenigen aber, die ihn von Kindesbeinen an kannten, für nichts anders als für einen ganz natürlichen Höcker wollten gelten lassen; wie dem nun auch seyn mochte, ausgemacht bucklicht war und blieb er, und sein großer Kopf zwischen den Schultern so tief eingesenkt, daß er kaum zwei Zoll hervorragte. Dabei hatten seine Spindelbeine die Form einer Sichel und der Geist, der in dem krüpplichten Körper steckte, war nicht weniger klein als dieser, und so beschränkt, daß ihm kaum die allgemeinsten Regeln der Höflichkeit, die man das A B C der Dummen zu nennen pflegt, bekannt waren. Man denke nun, welch ein Ungeheuer der schönen Apolonia bestimmt war, was für einen Unhold man diesem Engel zugesellen wollte! Nur in einem Punkte war er gescheid genug, darin nämlich, daß er sich weigerte nach Candia zu kommen und dort die Hochzeit zu feiern, und fest darauf bestand, daß man die Braut ihm zuführe. Dieß mogte ihm wohl ein wohlmeinender Freund

ge-

gerathen haben, damit er sich der Braut nicht gleich in seiner ganzen Jämmerlichkeit zeige und dem Hofe zum Gespött diene.

Er beharrte standhaft bei seinem Entschluß, und erwartete, daß sein Schwiegervater und Mutter ihm, wie einem Fürsten, die Braut zusende. Bernardo de Salazar mußte sich schon in die seltsame Zumuthung des starrköpfigen Eidams fügen, obgleich er sich nicht öffentlich in Aguilar del Campo durfte sehen lassen, weil er dort Einen getödtet hatte, dessen sehr angesehne und mächtige Brüder noch lebten; er beschloß deshalb, die Reise ganz heimlich mitzumachen. Apolonia verließ das väterliche Haus unter den bangsten Ahnungen, denn die grillenhafte Ungefälligkeit und der anmaßliche Stolz ihres Bräutigams ließ sie fürchten, daß er entweder an Gaben des Geistes Mangel leide oder mit Gebrechen des Körpers überflüssig versehen sey. Sie ergab sich aus bloßen kindlichen Gehorsam in den Willen ihres Vaters und reiste in Begleitung ihrer Mutter ab, ohne von den innern oder äußern Eigenschaften ihres Bestimmten das Mindeste zu wissen.

Wie sie nur noch ein paar Meilen von Aguilar entfernt waren, wo Bernardo de Sa-azar vorerst zu bleiben für gut fand, machten

sie

sie Halt in der gewissen Erwartung, Lorenzo de Santillana — so hieß der Auserwählte — werde ihnen bis dahin entgegen kommen; er fand sich aber nicht ein und schützte zu seiner Entschuldigung vor, er sey so krank geworden, daß er das Bette hüten müsse. Und wirklich spielte er förmlich die Rolle eines bettlägrigen Kranken, zu großer Belustigung des ganzen Ortes, dem der gebrechliche Ehestandscandidat mit seinen närrischen Grillen und wunderlichen Launen schon manches Fest bereitet hatte. Salazar sandte nun Frau und Tochter, in Begleitung einiger Verwandten, die der Familie entgegen gekommen waren, voraus, und Schwiegermutter und Braut wurden von dem Bräutigam im Bette gar freundlich empfangen. Aber schon nach wenigen Worten ward ihnen klar, wen sie vor sich hatten, und beide waren, wie sie ihn, von dem sie sich nicht das Beste versprochen hatten, nun noch weit unter ihrer Erwartung fanden, höchst betrübt und niedergeschlagen, denn auch die Mutter hatte diese Heirath nicht gewünscht. Am Abend war ein ziemlich glänzendes Gastmahl veranstaltet, dem die nächsten Verwandten beiwohnten, und nach aufgehobner Tafel stellte sich endlich auch Bernardo de Salazar beim Herrn Schwiegersohn

ein.

ein. Mutter und Tochter freuten sich seiner Ankunft, denn sie hofften, der Anblick des an Seele und Leib Verkrüppelten werde ihm seine Wahl gänzlich verleiden und auf andere Gedanken bringen; sie sahen sich aber in ihrer Erwartung nur zu sehr getäuscht: Salazar war von den Reichthümern des Santillana so verblendet, daß ihm seine Gebrechen als Vollkommenheiten erschienen. Zu welchen heillosen Thorheiten und Verirrungen verleitet nicht die schnöde Habsucht!

Der folgende Tag wurde mit den herkömmlichen Besuchen der Verwandten hingebracht, und am dritten die Hochzeit gefeiert, die für Mutter und Tochter mehr ein Trauer- als ein Freudenfest war. Der neue Schwiegersohn liebte das Geld über alles, so daß ihm die acht Tage die seine Schwiegerältern bei ihm zubrachten, so viel Jahre schienen. Er gab endlich seinen Gästen durch mürrische Mienen deutlich genug zu verstehen, wie sehr er wünsche wieder allein zu seyn, und die Mutter, die die unfreundlichen Gesichter des unholden Geizhalses nicht länger ertragen konnte, trieb nun den Salazar an, die Rückreise nach Gandia anzutreten, so sehr es sie auch von der andern Seite schmerzte, ihre geliebte Tochter in der

Ge-

Gewalt eines Mannes zu lassen, der ganz andern Sinnes war als sie. Beim Abschied benahm sich Santillana so gleichgültig und kalt, daß selbst der Vater es schon zu bereuen anfing, sein einziges Kind einem so albernen als lieblosen und ungefälligen Menschen zur Gattin gegeben zu haben.

Die Angesehensten des Orts, Damen wie Herren, wetteiferten gleichsam, die nähere Bekanntschaft der schönen Apolonia zu machen und statteten ihr fleißig Besuche ab; denn alle fanden sie von Sitten so liebenswürdig und einnehmend, als anmuthig von Gestalt und Wesen. Die junge Welt pries aus einem Munde die schöne Valencianerin, — anders pflegten sie sie nicht zu nennen — verherrlichten ihre Schönheit in Gedichten und brachten ihr in der Nacht Serenaden. Dieß alles aber erregte in unserm Santillana ein solches Heer von eifersüchtigen Grillen, daß er alle Besinnung verlor. War auch das Denken eben nicht seine Sache, so war er doch jetzt gewissermaßen genöthigt, allerlei nicht sehr erbauliche Betrachtungen über sich und seine Lage anzustellen. Denn mißgestaltet und schwach an Verstand und dabei der Gatte einer vollendeten Schönheit, die mit Recht von Jedermann gepriesen wurde, konnte man ihr

unmöglich einer solchen Gemahlin würdig halten. Tag und Nacht hatte er nun keine Ruhe mehr, und er verbot seiner Frau, Besuche zu geben und anzunehmen. Selbst die nächsten Verwandten beiderlei Geschlechts durfte sie nicht mehr sehen. Sie kam nur dann aus dem Hause, wenn sie in die Messe ging, was er ihr gern auch verboten hätte, wenn es möglich gewesen wäre; und dann mußte sie ihr Gesicht mit einem dichten Schleier verhüllen, und er, an der Hand sie haltend, begleitete sie in die Kirche und von da wieder nach Hause, ohne sich nur einen Augenblick von ihrer Seite zu entfernen.

Diese tyrannische Behandlung hatte auf Apoloniens Befinden den nachtheiligsten Einfluß und ihre Reize nahmen fast mit jedem Tage sichtbarlich ab. Wenn es ihr aber sehr schmerzlich war, sich in ihrem Hause alles Umgangs mit den Frauen beraubt zu sehen, diese sonst zu besuchen pflegten, und an allen fröhlichen Gesellschaften und festlichen Versammlungen nicht mehr Theil nehmen zu dürfen, so kränkte sie doch nichts so sehr als das Mißtrauen ihres gefühllosen Mannes und die ängstliche Sorgfalt, womit er sie hütete und bewachte, daß Niemand sie sehe, denn er gab dadurch nur zu deutlich zu verstehen, wie er sie des sträflichsten Leichtsinns

fä-

fähig halte. In mehreren Briefen schilderte die Unglückliche ihren Aeltern das traurige Leben, das sie jetzt führte, und schüttete ihr gepreßtes, ganz vereinsamtes Herz in so rührenden Klagen aus, daß sie das innigste Mitleid mit ihr fühlten und der Vater es schmerzlich bereute, seine Tochter an einen solchen Unmenschen verheirathet zu haben.

Eines Tages bemerkte Santillana in der Kirche einen jungen Fant, der öfters gähnte, und da nun Apolonia, die ihn zufällig ansah, zuweilen dasselbe that, wie dieß zu geschehen pflegt, so bildete er sich sogleich ein, dieß sey ein verabredetes Zeichen zwischen beiden, und er überhäufte sie, als sie wieder zu Hause waren, mit den schmählichsten Vorwürfen. Unzählige Kränkungen dieser Art hatte das arme Weib auszustehen, und wie die höchst wunderlichen Grillen des eifersüchtigen Ehemannes ihr zur ärgsten Plage gereichten, so dienten sie allen andern, die davon hörten, zur Belustigung, was ihren Kummer und Gram nur noch vermehren mußte.

Die vielfältigen und unaufhörlichen Klagen und Beschwerden, womit alle Briefe Apoloniens über ihre höchst traurige, verzweiflungsvolle Lage angefüllt waren, gingen dem Vater, der an al-

allen dem Unglück allein Schuld war, so zu Herzen, daß er darüber in eine schwere Krankheit verfiel, von welcher er nicht wieder genas. Und seine Gattin hing an ihm mit solcher Liebe, daß sie seinen unerwarteten Tod nur wenige Monate überlebte, zu großem Leidwesen des Herzogs und der Herzogin, die Beide sie sehr liebten und schätzten. Bernardo de Salazar hinterließ einiges Vermögen, und da die Tochter seine einzige Erbin war, so wurde Santillana alsbald aufgefodert, die Erbschaft seiner Frau in Empfang zu nehmen.

Nicht wenig erfreut über die so schnell erfolgten Todesfälle, die seine Schätze so unerwartet noch vermehrten, war er sogleich bereit, die Reise nach Gandia, die er vorher so sehr gescheut hatte, schleunigst anzutreten, und weil ihm der Gedanke, seine Gattin allein in Aguilar zurückzulassen, unerträglich war, so beschloß er, sie mitzunehmen. So höchst schmerzhaft für Apolonia der Anlaß zu dieser Reise seyn mußte, so war sie ihr doch in so fern ein sehr willkommnes Ereigniß, als sie hoffte, durch Vermittlung des Herzogs, dessen Gnade sie sich zu erfreuen hatte, eine Trennung von ihrem Tyrannen zu bewirken.

Santillana, der in seinem Leben seine Vater-

terstadt noch nicht verlassen hatte, kam mit seiner Frau glücklich in Gandia an und stieg bei einem ihrer Verwandten ab, der sie aufs freundlichste empfing. Noch denselben Abend schickte der Herzog einen Edelknaben an sie ab und ließ ihnen zu ihrer Ankunft Glück wünschen. Santillana verfehlte nicht, seinen Dank für die Bewillkommnung in einer so possirlich unbeholfnen Sprache abzustatten, daß der Page Mühe hatte, das Lachen zu verbergen; der Schalk hatte sich jedes Wort bestens gemerkt und trug nun vor dem ganzen Hofe die alberne Danksagung mit vieler Laune vor, zu nicht geringer Ergötzung aller Anwesenden. Am folgenden Tage machte Apolonia, von ihrem Ehegemahle begleitet, der in seinem altmodischen Sonntagskleide stattlich einherschritt, dem Herzoge ihre Aufwartung, und sie wurden von ihm, so wie von seinem Sohne, aufs ehrenvollste empfangen, so schwer es beiden auch ward, bei dem Anblicke der höchst lächerlichen Figur des Santillana und bei seinem schwerfälligen und ungelenken Wesen, ernsthaft zu bleiben. Apolonia ward sodann in das Gemach der Fürstin geführt, die nicht umhin konnte, über die sichtbare Abnahme ihrer sonst so blühenden Gesundheit und Schönheit ihre Verwunderung zu äu-

ßern.

ßern. Dieß gab ihr Anlaß, der Herzogin und ihren Hofdamen das traurige Leben zu schildern, das sie seit ihrer Verheirathung führte, und ihnen auseinander zu setzen, wie es schlechterdings unmöglich sey, ihrem eifersüchtigen Manne seine leeren Einbildungen aus dem Kopfe zu bringen und ihn zu überzeugen, daß er sich selber und sie ohne allen Grund quäle und peinige. Die Fürstin, welche an dem bedauernswerthen Schicksal der so unschuldig leidenden Frau innigen Antheil nahm, theilte ihrem Gemahle alles mit, was sie so eben gehört hatte, und der Herzog versprach ihr nun dem Santillana sein so thörichtes als ungerechtes Benehmen nachdrücklich zu verweisen, und ihn zu ermahnen, künftig seiner Gattin das Vertrauen und die Achtung zu schenken, die ihr gebührte. Er ließ ihn zu dem Ende zu sich rufen, und so äußerst schwer ihm es auch ankam, sich zu einem solchen Gange zu entschließen, so konnte er doch die Einladung des Fürsten nicht ablehnen. Dieser erwartete ihn in einem Nebenzimmer, wo er ihm ernstlich vorhielt, wie es die Pflicht jedes Ehemannes sey, seine Gattin zu ehren, sobald sie ihre Pflichten gewissenhaft erfülle, und zu keinem Argwohn Anlaß gebe; er ermahnte ihn sodann, sein bisheriges Betragen zu ändern,

und

und drohte, er würde, wenn er das Gegentheil erführe, ihn zur Besserung auf eine Art zu bringen wissen, die ihm nicht angenehm seyn mögte. Santillana, der sich sonst nicht so leicht etwas anfechten ließ, war denn doch ein wenig in Aengsten, wie er sich von einem so großen Herrn mit so androhlichem Ernste wegen eines Verfahrens zur Rechenschaft gezogen sah, für das er keine vollgültigen Gründe anzuführen hatte. Er entschuldigte sich indeß so gut, als es seine Albernheit zuließ, und empfahl sich dann dem Herzoge zu Gnaden.

Nur zu bald zeigte es sich, wie wenig Verweis und Ermahnung gefruchtet hatten. Er bildete sich nämlich ein, Apolonia habe ihn förmlich bei dem Fürsten angeklagt und gerieth darüber gegen sie in solchen Zorn, daß er sich thätlich an ihr vergriffen hätte, wäre er nicht von dem Verwandten, bei welchem er abgestiegen war, daran verhindert worden. Der Herzog wurde von dem Vorfalle sogleich unterrichtet, und berieth sich nun mit seiner Gemahlin und seinen Söhnen, wie man den widerspenstigen Unhold am besten könne zur Vernunft bringen. Einige meinten, Scheidung sey das einzige Mittel, um der armen Apolonia vor ihm auf immer Ruhe zu verschaffen; andere riethen, die

Für-

Fürstin solle sie eine Zeitlang zu sich nehmen, um zu sehen, ob er sich dann bessern werde. Der älteste Prinz aber, der als ein aufgeweckter junger Mann den Scherz liebte, schlug vor, man solle ihm einen lustigen Streich spielen, der ihn vielleicht am gründlichsten von seiner Eifersucht und seinem stöckischen Eigensinn heilen würde.

Er theilte seinem Vater und den Brüdern seinen Plan mit, und der Herzog war es zufrieden, daß man den Versuch anstellte, wozu er auf der Stelle alle Anstalten treffen ließ. Vor allen Dingen mußte aber Santillana vorher mit seiner Frau wieder ausgesöhnt werden. Dieß nahmen ihre Verwandten auf sich. Die Aussöhnung kam bald zu Stande, und um sie recht feierlich zu begehen, wurde eine Spatzierfahrt auf dem Meere in Vorschlag gebracht. Santillana wollte sich durchaus nicht zu dieser Lustparthie verstehen, denn er hatte sich noch nie auf's Meer gewagt. Wie man aber nicht aufhörte, mit Bitten und Vorstellungen in ihn zu dringen, und wie man ihm versicherte, man werde sich immer an der Küste halten und es sey also gar keine Gefahr zu befürchten, so gab er nach langem Sträuben endlich nach.

Zwei große Barken waren gehörig in Stand ge-

gesetzt, und man hatte sich für die Abendmahlzeit mit kalter Küche versehen. Die See war ruhig, als man vom Lande stieß, die Fahrt also sehr angenehm, und so unmerklich die Fortbewegung der Fahrzeuge, daß Santillana nichts dagegen zu erinnern hatte, als man sich mehr und mehr vom Gestade entfernte. So war man etwa eine Meile weit in die See hineingefahren, als dem Santillana doch ängstlich zu Muthe wurde; er wollte durchaus, man solle nicht weiter rudern und wieder nach dem Lande zurückkehren. Man achtete aber auf sein Verlangen nicht im mindesten, sondern fuhr immer weiter in die See hinein, bis sich auf einmal eine Brigantine zeigte, in Flagge und Wimpel einen halben Mond führend und mit etwa dreißig Mann besetzt, die sämtlich wie Mauren gekleidet waren. Das Schiff war mit allen Nöthigen so vollständig versehen, daß alle andere, wenn sie nicht mit im Geheimniß gewesen wären, sicherlich geglaubt hätten, es komme geradesweges von Algier. Bei diesem Anblicke riefen die Bootsleute wie außer sich vor Schrecken: „Ans Land! Ans Land! Wehe uns! Wehe uns! Das sind Seeräuber!“ Wie Santillana dieß Geschrei hörte, ward er leichenblaß und wagte nicht, einen Laut von sich

zu geben. Die Uebrigen spielten ihre Rolle aufs beste und stellten sich ganz verzweifelnd über das unerwartete Unglück und flehten mit angstvollen Gebehrden den Himmel an, daß er sie aus der großen Gefahr erretten möge. Die Damen zogen ihre Taschentücher hervor, und dahinter heimlich lachend, schluchzten sie, als wären sie schon in den Händen der unbarmherzigen Mauren. Die Brigantine nahete sich nun den beiden Barken und unter wilden Kriegergeschrei feuerten die angeblichen Mauren die blindgeladnen Kanonen ab, deren Donner kaum die Ohren des bebenden Santillana erreichte, als er auf den Boden des Bootes hinstürzend, entsetzlich zu schreien anfing, und um Barmherzigkeit flehte. Die Brigantine legte sich nun dicht an die Barke, auf welcher sich Santillana mit seiner Frau befand, die Mauren sprangen jauchzend hinein, bemächtigten sich der Frauen und trugen sie in ihr Schiff. Von den Männern setzten sich einige zur Wehre, aber sie wurden bald überwältigt; man nahm ihnen die Degen und band ihnen die Hände; auch unserm Helden, der mehr tod als lebendig war, wurden die Hände zusammengeschnürt und man schaffte ihn nebst den Uebrigen in die Brigantine, wo sie ihm sogleich seinen Rock auszogen, so daß

er im bloßen Hemde da stand. Eben so verfuhren sie mit den Andern, was sich, da es gerade Sommer war, leicht ertragen ließ, die Kleider der Frauen blieben aber unberührt.

Hierauf setzten sich die drei Fahrzeuge wieder in Bewegung, und trieben sich den ganzen Abend in der Nähe des Gestades umher. Santillana hatte man in den untersten Schiffsraum gebracht; er konnte also nicht wissen, wohin die Brigantine ihren Lauf richtete. In seiner Seelenangst weinte er bittere Thränen und stieß die beweglichsten Klagen aus, und um ihn war Niemand, der ihm hätte Trost zusprechen können. Nichts schmerzte ihn aber so sehr, als daß seine Frau von ihm getrennt und in der Gewalt der Männer war, die er für Seeräuber hielt. Endlich brach die Nacht herein und die Brigantine ließ nun die Segel herab und legte vor Anker, nicht weit von der Rhede von Gandia, in deren Nähe sich eine Meierei befand. Alles rief nun mit lauter Stimme: Land! Land! damit Santillana es vernähme, der auf seine Frage, was dieß zu bedeuten habe, den Bescheid erhielt, sie befänden sich nunmehr an der Küste von Afrika, unweit Algier und in der Nähe eines Lustschlosses, wo der König sich jetzt aufhalte. Das Boot wurde nun

ausgeworfen, alle stiegen hinein, Santillana zitternd und bebend; denn er fürchtete, mishandelt zu werden. Die Mauren, so wie die Gefangenen, sobald sie gelandet waren, machten sich nun auf den Weg nach der Meierei, wo nach ihrer Angabe, der König ihrer wartete, um den Fang, den sie gemacht, in Augenschein zu nehmen.

Den Zug führte der sogenannte Arraoz oder Schiffskapitain an, der gar feierlich einherschritt, voll freudigen Stolzes, als hätte er einen großen Sieg erfochten; die Uebrigen folgten paarweis. Wie sie nun zum Meierhof kamen, ließen sie durch einen der vier Mauren, welche die Thürhüter spielten, um die Erlaubniß anhalten, dem König Mahomed Jafar sich vorzustellen. Der König ließ ihnen zu wissen thun, daß er sie erwartete, worauf die Mauren mit den Gefangnen in den Saal traten, in derselben Ordnung wie sie gekommen waren; sie stellten sich sodann in Reih und Glied, daß der König sie mustre, dessen Rolle der Kammerdiener des Prinzen übernommen hatte, ein großer, sehr stattlicher schwarzbrauner Mann von unerschöpflichem Humor. Er trug ein purpurrothes Oberkleid und einen mächtigen Turban von den buntesten Farben; er saß auf zwei

Pol-

Polstern von grünen Sammt und ringsher war ein großer Teppich ausgebreitet, um welchen mehrere Mauren herumstanden. Zuerst trat Selim — so nannte sich der Arraoz — vor, und nachdem er sich mit über die Brust gelegten Händen, tief bis auf die Erde verneigt hatte, hielt er in einer Sprache von seiner eignen Erfindung eine kurze Rede. Nach Beendigung dieser Anrede, von welcher Niemand ein Wort verstand, hieß ihn der König näher treten, umarmte ihn mit vieler Feierlichkeit und ließ ihn sodann sich abseits stellen. Hierauf traten die Gefangnen vor, die der König in spanischer Sprache fragte, von wo und von welchem Stande sie wären. Ganz bleich vor Angst und mit schüchternen Schritten kam zuletzt Santillana nicht wenig verwundert, wie er den Maurischen Monarchen seine Muttersprache so fertig reden hörte.

Wer bist Du, Christ? fragte der König. Aber es erfolgte keine Antwort, so bestürzt und verwirrt war unser Held, und der König mußte seine Frage wiederholen, worauf er denn endlich halb stotternd und zitternd die Worte herausbrachte: Ich bin ein Bergspanier aus den Gebirgen von Burgos. — Was für ein Gewerbe treibst Du? fuhr der König fort. —

Ich

Ich bin ein Edelmann, erwiederte Santillana. — Ein Edelmann! versetzte der König, das ist, so viel ich weiß, ein bloßer Ehrentitel, der von den Altvordern als eine Erbschaft des Blutes übergeht. — Die Bemerkung war für unsern Bergspanier zu hoch und er fuhr fort: Seitdem meine seligen Eltern das Zeitliche gesegnet haben, habe ich keine andere Erbschaft gemacht, als von meinen Schwiegereltern, und die ist mir sehr theuer zu stehen gekommen, denn wie ich sie mir abholen wollte, fiel ich Euren Leuten in die Hände. — Bei diesen Worten fing er so bitterlich an zu weinen, daß der König bei aller seiner Verstellungskunst Noth hatte, nicht zu lachen und die angefangne Comödie fortzusetzen.

„Du bist also verheirathet?"

„Euch zu dienen, wenn anders Eure Majestät oder Durchlauchtigste Hoheit hier in Algier es erlauben will."

„Wie so? Ist denn Deine Frau auch hier?"

„Ach Gott ja, leider ist sie nicht weit von mir, Eure Mauren haben sie auch gefangen genommen und mich mir nichts dir nichts von ihr geschieden."

„Ist sie jung, oder schon bei Jahren?"

„Sie wird Euch das besser sagen können

als

als ich, denn die Weiber macht Jeder andere immer zu alt, und mir ist, als wäre ich schon Jahrlang mit ihr verheirathet, da wir doch noch nicht lange Mann und Frau sind."

Ist sie unter den Gefangnen? sagte der König, an dem Schiffskapitain sich wendend, der es bejahte und nun die schöne Apolonia ihm vorstellte. Er sah sie, wie über ihre Schönheit erfreut, mit unverwandten Augen an, indeß sie ihre Blicke auf den Boden heftete, und das Haupt vor inniger Betrübniß auf die Brust herabzusenken schien. Nachdem nun der König sie eine Weile mit stillem Entzücken betrachtet hatte, brach er auf einmal in die Worte aus: „Wahrlich Christin, Deine Schönheit ist einzig, und übertrifft alles, was ich je gesehen. Wie wenig muß man aber in Deinem Lande die Schönheiten zu schätzen wissen! denn sonst könnte man Dir unmöglich einen so gemeinen Menschen zum Manne gegeben haben, da mancher Fürst sich glücklich schätzen würde, wenn er Dich zur Gattin hätte." —

Mit gespannter Aufmerksamkeit hörte Santillana dem zu, was der König sprach, und da er sich einbildete, jener sey in seine Frau verliebt, so wollte er vergehen vor Eifersucht; aber nicht weniger kränkte ihn die Geringschätzung,

mit welcher er sich behandelt sah, und er konnte sich nicht enthalten, seinen Ingrimm auszulassen. „Ja, Herr, rief er, mein Weib ist schön, und sie weiß es nur zu sehr, Gott sey es geklagt! was aber mich betrifft, so bin ich so wenig ein gemeiner Mensch als irgend einer, und im ganzen Gebirge ist kein Edelmann von so altem Adel als ich."

„Dieß will ich gern glauben, versetzte der König, und Euch das Vergnügen gönnen, auf Euerm Stammbaum Eure Ahnherren bis zum Hector oder Achilles nachzuweisen; ich meines Theils, da ich jetzt der Herr Eures Weibes bin, habe keinen andern Wunsch, als sie zur Annahme meines Glaubens zu bewegen, damit sie meine Gemahlin werde."

„Das wird nun und nimmermehr geschehen," schrie Santillana vor Wuth ganz außer sich.

„Wie? rief der König, in meiner Gegenwart unterfängt sich ein Christensclav, so freche Reden zu führen? He da Arraoz! Laßt dem Burschen hier eine Tracht Schläge geben auf den Bauch mit dem Bambusrohr!"

Bei diesen Worten war der arme Santillana wie vom Donner gerührt und brach in laute Klagen aus. Und kaum hatten die Mauren das Gebot ihres Königs vernommen, als sie ihn

ergriffen und trotz alles Sträubens ihm die Hände auf den Rücken banden. Da fiel er, heftig weinend und schluchzend vor dem König auf die Knie und rief: „Herr König oder Herzog von Algier, vor Angst und Schrecken weiß ich nicht, was Ihr eigentlich seid, widerruft den strengen Befehl und vergebt mir, daß ich den Respekt gegen Euch aus den Augen gesetzt habe. Die Eifersucht preßte mir diese Worte ab, und ihr wißt ja, wie der Mensch, der von Eifersucht besessen ist, selten weiß, was er thut."

„Wie? versetzte der König, Dich plagt die Eifersucht? Warte, Du Thor! Ich werde Dich von Deiner Krankheit zu heilen wissen. Ich widerrufe meinen Urtheilsspruch und verwandle ihn in Geißelhiebe auf den Ort und die Theile, wo man die Schulknaben zu züchtigen pflegt."

Die lustigen Gesellen ließen sich das nicht zweimal sagen und warfen sich wie Höllengeister auf den armen Sünder und zogen stracks mit ihm ab in ein Nebenzimmer, wo sie ihm ohne alle Umstände den Gurt lößten und mit Herzenslust so abstraften, daß sein klägliches Geschrei aller Ohren betäubte und seine Frau zu Mitleid bewegte, die, wenn sie geahnet hätte

daß,

man den Scherz so weit treiben würde, sich gewiß nicht dazu hätte bewegen lassen.

Nachdem das Urtheil vollzogen war, wurde der Gezüchtigte wieder vor den König geführt, der mit strenger Miene zu ihm sagte: „Die Züchtigung, die Dir zu Theil geworden, war nothwendig, damit nicht andere Gefangne Deines Schlages sich erfrechen, in Gegenwart des Königs, der nicht weniger Achtung verdient als ich, dergleichen Ungebührlichkeiten sich herauszunehmen.“ — Wäre Santillana nur ein wenig weniger einfältig gewesen, so hätte er an diesen Worten merken müssen, daß man ihn blos zum besten hatte. Bei seiner Beschränktheit aber, und da er vor Schrecken, Schmerzen und Eifersucht ganz ausser sich war, merkte er von allem nichts.

Der König fuhr nun so fort: „Während daß Euch meine Diener verdientermasen abstraften, habe ich Eure Frau zu bereden versucht, meinen Glauben anzunehmen; thut sie dieß, so werde ich sie zu meiner Gemahlin machen; will sie aber nicht mit Guten meine Gemahlin seyn, so soll sie — dieß ist mein fester Wille — mir als Kebsweib dienen.“

Santillana fragte hierauf, was denn ein Kebsweib sey, und wie man ihm nun sagte, den

Na-

Namen Kebsweib führten die Frauen, die der König in seinem Serail halte, da verlor er alle Fassung und rief mit lauter Stimme: „Ungerechter König! Tyrann! Despot! der nach fremdem Gut seine Hand ausstreckt, lieber tödte mich, als daß ich es erlebe, daß meine Frau Dein Kebsweib sey. Wie? eine so vollkommne, so unvergleichliche Schönheit wolltet Ihr in Euren Harem verstoßen? Mein Leben würde es mir kosten, aber wenn meine Augen solche Frevel mit ansehen sollten, so würde ich nicht Dich allein tödten, sondern hundert andere Könige, die sich so etwas erlaubten. Mäßigt Euch in Eurer Habgier und nehmt nicht mit Gewalt, was man Euch nicht mit gutem Willen giebt. Begnügt Euch mit den Schönen, die Ihr habt und laßt den Gedanken fahren, Apolonia besitzen zu wollen.

„Welche Frechheit!" riefen halb laut alle Mauren und der König, wie er diese Aeußerung allgemeinen Unwillens hörte, nahm wiederum das Wort und sprach: „Zum zweitenmale vergißt dieser Christensklave die Ehrerbietung, die er mir, als seinem Herrn, schuldig ist. So verdient er denn eine zweite Züchtigung, und ich verurtheile ihn hiermit auf eine meiner Galeeren, wo er mir fortan als Ruderknecht dienen soll. Geht und holt

den

den Barbier, daß er ihm den Kopf scheere, als einem Galeerensklaven." So sah sich denn unser Bergspanier abermals in den Händen der Mauren. Der Kopf wurde ihm alsbald glatt geschoren und er bekam ein Hemde und Beinkleider von Sackleinwand, eine Jacke von rothem Fries und eine Mütze von gleicher Farbe und an einem Fuße eine Schelle, so daß der Galeerensklave völlig fertig war. Er fing von neuem an zu weinen und zu jammern und mußte die ganze Nacht in einem finstern Keller zubringen, der den Kerker vollstellte, wo mehrere Mauren ihn bewachten, um ihn den andern Morgen an das Ruder zu schmieden. Kein Schlaf kam in seine Augen und mit großer Bangigkeit sah er dem andern Tage entgegen, wo für ihn ein neues Leben beginnen sollte, von dem seine Wächter ihm die schrecklichste Schilderung machten.

Der gefürchtete Tag kam endlich. Er ward wiederum vor den König geführt, an dessen Seite er seine eigne Frau ganz froh und vergnügt sitzen sah, worüber er nicht wenig staunte. „Hier magst Du Dich überzeugen, sprach der König, wie der unbiegsamste Starrsinn, das hartnäckigste Widerstreben endlich gebrochen und überwunden wird. Deine Apolonia

ist

ist bereits zu meinem Glauben übergetreten und weil sie sich von Dir schwer beleidigt und gekränkt fühlt, weil Du sie unaufhörlich mit Deinen eifersüchtigen Grillen quälst und peinigst, so hat sie beschlossen bei mir in Algier zu bleiben als meine Gemahlin. Da siehst Du nun die Folgen Deiner thörichten Grillenfängerei." — Santillana frug hierauf seine Frau, ob alles, was der König eben gesagt, die lautere Wahrheit sey. Und da sie schwieg, so nahm dieser wieder das Wort und sagte: „Wer schweigt, giebt zu. Fasse Dich also in Geduld und diene mir fortan auf der Galeere."

Auf dieses Wort fiel Santillana halb ohnmächtig zu Boden und als er wieder ganz zu sich gab, rupfte er sich Haar und Bart aus, wobei er sich so wunderlich gebehrdete, daß die Umstehenden nur mit Mühe das Lachen unterdrückten. Er wurde nun auf die Brigantine gebracht, von wo er sollte nach der Galeere abgeholt werden. Der Arraoz stellte sich, wie er von neuem in Klagen und Jammern ausbrach, als fühle er Mitleid mit seinem Schicksal und suchte ihn bestens zu trösten, indem er ihm versicherte, er werde ihn nicht eher anschmieden lassen, als bis er wisse, ob auch

der

der König bei seiner Willensmeinung beharre, was er nicht glauben könne.

So vergingen acht Tage und nun erst ließ man ihn abermals vor den König führen, neben welchem er seine Frau in aller Vertraulichkeit sitzen sah, so daß er glaubte, die Verbindung zwischen beiden sey schon geschlossen. Alsbald traten zwei Bediente des Herzogs, die sich für Abgesandte von ihm ausgaben, in den Saal und berichteten dem Könige, wie es ihrem Herrn sehr zu Herzen gehe, daß einige von seinen Unterthanen in seine Gefangenschaft gerathen, und er lasse ihn inständigst ersuchen, ihm kund zu thun, wie viel er als Lösegeld für sie verlange. Der König gab zur Antwort, wiewohl ihm nicht unbekannt sey, daß sie sämtlich von Stande, so wolle er sich doch aus besonderer Achtung für den Herzog, mit zwölf tausend Dukaten begnügen lassen. Die Abgesandten fanden diese Forderung billig, doch fügte der König noch hinzu, dieß sey ohne die schöne Apolonia zu verstehen, die er nie wieder ausliefern werde; denn sie sey fest entschlossen, nicht wieder zu ihrem Manne zurückzukehren, wegen seiner unerträglichen Eifersucht, die ihr das Leben verhaßt mache; dieß habe sie ein für allemal bestimmt erklärt und alle Einwendungen

müsse

müsse er sich daher für immer verbitten. — Wie Santillana dieß hörte, faßte er wieder etwas Muth und sagte: „Will sie nur darum bei Euch bleiben und nicht aus bloßer Liebe zur Veränderung, so verspreche ich von nun an alle Eifersucht fahren zu lassen und ihr alles und jedes zu bewilligen, was sie verlangt, wenn sie nur nicht länger bei Euch bleibt." — Der König nahm ihn beim Wort und ließ auf der Stelle einen Notarius rufen, vor welchem sich Santillana in einer gerichtlichen Schrift feierlichst verpflichten mußte, alles das gewissenhaft zu erfüllen, was man ihm in die Feder sagen werde. Er setzte sich und schrieb folgendes nieder:

„Ich Lorenzo von Santillana, Edelmann vom ältesten Adel aus dem Gebirge von Burgos, verheirathet mit Apolonia von Salazar, meiner Muhme, und Gefangner des gegenwärtigen Herrn — hier frug er den König nach seinem Namen, was viel zu lachen gab; er sagte ihn, worauf Santillana also fortfuhr: — des Herrn Mahomed Jafar, Königs von Algier, mache mich hierdurch verbindlich, und gelobe feierlichst, meine besagte Ehefrau nicht länger mit meinen eifersüchtigen Grillen zu plagen, sondern fortan ruhig und friedlich und oh-

ohne mich je wieder dem Eifersuchtsteufel zu ergeben, mit ihr ein einträchtiches Leben zu führen: sollte ich aber, was ich so eben angelobte, nicht auf das gewissenhafteste erfüllen, so ist seine Hoheit der König berechtigt, mich durch seine Mauren, wo ich mich auch befinden möge, sogleich aufheben, und wiederum in seine Gefangenschaft abführen zu lassen, und mir nichts zu reichen als Wasser und Schiffszwieback und alle jene Züchtigungen an mir zu wiederholen, zu denen die blauen und gelben Striemen auf meinen Sitztheilen als augenscheinlichste Belege dienen mögen: daß es mein ernstlicher Wille ist, alles, was ich hier versprochen, aufs pünktlichste zu erfüllen, versichre ich nochmals und bezeuge es durch meines Namens Unterschrift."

Santillana war mit der Schrift, die er aufsetzte, so sehr beschäftigt, daß er von dem heimlichen Gelächter der ganzen Versammlung nicht das Mindeste merkte. Nachdem er unterschrieben, überreichte er das Papier dem Könige, der die schöne Apolonia bei der Hand nahm und sie ihm wieder überlieferte, ihn nochmals ernstlich ermahnend, sein gegebenes Wort zu halten, weil er sonst unfehlbar in seine Hände fallen würde. Hierauf wurden die sämmtlichen

Ge-

Gefangnen den Abgesandten des Herzogs übergeben, und alles ging wiederum zu Schiffe. Nach einigen Kreuzfahrten stiegen sie bei der Rhede von Gandia ans Land, und alle warfen sich auf die Erde und küßten sie mit solcher freudigen Rührung, als kämen sie wirklich als losgekaufte Sklaven von Algier. Sie wurden sodann vor die herzogliche Familie geführt, und der Herzog äußerte den Wunsch, vom Santillana die Geschichte seiner erlittnen Drangsale zu vernehmen. Er fand sich dazu sogleich bereit und erzählte seine so eben erlebten Abenteuer so verworren und in so platten Ausdrücken, daß alle gestanden, diese possirliche Erzählung habe sie fast mehr belustigt, als die Comödie selbst.

Der Herzog ermahnte ihn hierauf gleichfalls, sein, dem Könige von Algier gegebenes Wort ja gewissenhaft zu halten. „Eure Durchlaucht hätten sich diese Ermahnung ersparen können, versetzte Santillana in seiner ungehobelten Bergsprache, denn ich werde in meinem Leben nicht vergessen, was für ein strenger Herr der König von Algier ist; ich weiß nur zu gut, daß er und seine Mauren keinen Spaß verstehen, und ich wäre wohl ein großer Narr, wenn ich mein Wort nicht halten wollte."

Al-

Alles lachte laut über diese naive Herzensergießung des guten Santillana, der nun von dem Herzoge entlassen wurde, und nach einigen Tagen, nachdem er die Erbschaft seiner Frau in Empfang genommen, mit dieser nach Aguilar del Campo zurückkehrte.

Apolonia ließ sich nun von ihrem Ehegemahle nicht länger tyrannisiren, sie gab und empfing Besuche, und nahm an allen öffentlichen Vergnügungen Theil. Santillana ließ ihr auch in allem ihren Willen, und schien ganz umgewandelt zu seyn. Er schien es aber auch nur. Denn innerlich war die alte Eifersucht bald wieder erwacht und die unselige Leidenschaft tobte jetzt, da er sie unterdrückte, noch weit heftiger in ihm, so daß er sich ganz abzehrte und eine Krankheit zuzog, die seinem Leben bald ein Ende machte.

Apolonia, als seine einzige Erbin, nahm Besitz vom ganzen Vermögen, und fand als eine junge, schöne und reiche Wittwe binnen einem Jahre einen Mann nach ihrem Wunsche, mit dem sie bis in ihr hohes Alter eine glückliche und zufriedne Ehe führte.

E. v. J.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Becker, Ludwig Theodor,

Zeitvertreib bei langen Winterabenden in Erzählungen, Geschichten, und kleinen Romane

Bd.: 2

Nürnberg [1810]

P.o.germ. 85 k-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105194-9